

# Denkmalpflege

in Westfalen-Lippe



1. Westfälischer Tag für  
Denkmalpflege 2004

Das Viehhaus von  
1749/50

auf Burg Klusenstein bei Hemer

Die Turmuhr von St.  
Nicolai zu Lemgo

und ihre Restaurierung

Impressum:

© 2004 Ardey-Verlag Münster  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz/Litho/Druck: Thiekötter, Münster  
Printed in Germany  
ISSN 0947-8299  
10. Jahrgang, Heft 1/04

Erscheinungsweise 2mal jährlich zum Preis von  
4,50 € (Einzelheft) zuzüglich Versand über den  
Ardey-Verlag Münster, Holtmannsweg 21a  
48157 Münster

Herausgegeben vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

Redaktion:

Dr. Jost Schäfer (Leitung)  
Almuth Gumprecht  
Dr.-Ing. Roswitha Kaiser  
Dr. Fred Kaspar  
Dr. Andrea Pufke  
Dr. Thomas Spohn  
Dr. Dirk Strohmann

Anschrift:

Westfälisches Amt für Denkmalpflege  
Salzstraße 38 (Erbdrostenhof)  
48133 Münster  
wafd@lwl.org

Die Autoren

Aus dem Westfälischen Amt für Denkmalpflege:

Dr. David Gropp  
Dr.-Ing. Roswitha Kaiser  
Dipl.-Ing. Hartmut Ochsmann  
Dr. Andrea Pufke  
Dr. Kurt Röckener  
Dr. Thomas Spohn  
Dr. Dirk Strohmann  
Dipl.-Ing. Imme Wittkamp

Glockensachverständiger des Landeskonservators  
und der ev. Kirche v. Westfalen

Claus Peter  
Starenweg 28  
59069 Hamm

# INHALT

1. WESTFÄLISCHER TAG FÜR DENKMALPFLEGE 2004  
Seite 3

## AUFSÄTZE

- David Gropf/Kurt Röckener/Thomas Spohn  
DAS VIEHHAUS VON 1749/50 AUF BURG KLUSENSTEIN BEI HEMER  
Seite 4

- Claus Peter  
DIE TURMUHR VON ST. NICOLAI ZU LEMGO UND IHRE RESTAURIERUNG  
Seite 10

- Imme Wittkamp  
DAS SCHICKSAL DES STAHLWERKS HENRICHSHÜTTE IN HATTINGEN  
Seite 16

- Roswitha Kaiser  
*VICTORIA! DIE ORGEL IST DA!* DIE RESTAURIERUNG DES OSTÖNNER KLANGDENKMALS  
Seite 23

- Dirk Strohmann  
RELIKT EINER UNGELIEBTEN EPOCHE DER KIRCHENMALEREI?  
Seite 30

## BERICHTE

- Andrea Pufke  
ZUR INSTANDSETZUNG DES „BACKES“ IN KIRCHHÜNDEM-SILBERG  
Seite 34

- Dirk Strohmann  
VON BEVERUNGEN BIS WÜNNENBERG –  
EINZIGARTIGER VEDUTENZYKLUS AUS DEM HOCHSTIFT PADERBORN RESTAURIERT  
Seite 35

- Hartmut Ochsmann  
DIE EHEMALIGE SYNAGOGUE IN PETERSHAGEN ALS INFORMATIONS- UND  
DOKUMENTATIONSZENTRUM  
Seite 37

## MITTEILUNGEN

- Barbara Pankoke  
RÜCKBLICK AUF DAS SONDERPROGRAMM 2003 „BESONDERE FENSTER“  
Seite 39

## BÜCHBESPRECHUNGEN

- HERMANN KAISER, EIN HAUS UND EINE FAMILIE IN SCHWEREN ZEITEN. CLOPPENBURG 2003  
(Thomas Spohn) Seite 40  
GISBERT STROTDREES, HOFGESCHICHTEN. WESTFÄLISCHE BAUERNHÖFE IN HISTORISCHEN  
PORTRAITS, MÜNSTER 2003 (Thomas Spohn) Seite 40

- VERÖFFENTLICHUNGEN VON MITGLIEDERN DES WESTFÄLISCHEN AMTES FÜR DENKMALPFLEGE  
IM JAHR 2003  
Seite 42

- VERKÄUFLICHE BAUDENKMÄLER  
Seite 44

# 1. WESTFÄLISCHER TAG FÜR DENKMALPFLEGE 2004



Lüdinghausen, Rathaus. 2004.

Das Westfälische Amt für Denkmalpflege richtet am 2. und 3. Juli 2004 zum ersten Mal den „Westfälischen Tag für Denkmalpflege“ unter dem Motto „Weiterbauen am Denkmal – Historische und aktuelle Beispiele von Erweiterungs- und Zusatzbauten an Baudenkmalern“ aus, dem in jeweils zweijährigem Abstand weitere folgen sollen.

Den Teilnehmern werden Informationen und Diskussionsmöglichkeiten zu einem fest umrissenen Arbeitsfeld der Denkmalpflege geboten. In diesem Jahr ist dies der alltäglich auftauchende Wunsch nach Ausweitung der nutzbaren Fläche von Baudenkmalern. Die Auftaktveranstaltung findet in Münster im Erbdrostenhof statt, dem Sitz des Denkmalamtes.

Die Tagung wendet sich an Denkmaleigentümer, Denkmalpfleger, Architekten, Ehrenamtliche, Mitarbeiter von öffentlichen Verwaltungen und kirchlichen Institutionen sowie die interessierte Öffentlichkeit. Neben Referenten aus dem Westfälischen Amt für Denkmalpflege werden externe Architekten, Hochschullehrer, kommunale Denkmalpfleger und Nutzer von Denkmälern sprechen.

Weitere Informationen und Anmeldung bei:

Dr. Hans H. Hanke, 02 51/5 91 – 53 95,

[h.hanke@lwl.org](mailto:h.hanke@lwl.org)

Dr. Barbara Pankoke, 02 51/5 91 – 55 34,

[b.pankoke@lwl.org](mailto:b.pankoke@lwl.org)

Westfälisches Amt für Denkmalpflege

Erbdrostenhof

Salzstraße 38

48143 Münster

## PROGRAMM

Freitag, 2. Juli

9.30 Uhr bis 18.00 Uhr

Vorträge im Festsaal des Erbdrostenhofes

– Begrüßung

– Einführung (Prof. Dr. Eberhard Grunsky)

– Das Denkmal im Spannungsfeld von Gewinn und Verlust (Dr. Ursula Quednau)

– Positionen der Denkmalpflege im Wandel der Zeit (Dr. David Gropp)

– Zurück zur Schwere? Lehren aus der Architektur des 20. Jahrhunderts (Prof. Dr.-Ing. Uta Hassler, Universität Dortmund)

– Weiterentwicklung denkmalwerter Gärten und Parkanlagen (Dipl.-Ing. Uwe Siekmann)

– Westfälische Beispiele einer architektonischen Auseinandersetzung mit dem denkmalgeschützten Bestand (Prof. Dipl.-Ing. Oskar Spital-Frenking, Fachhochschule Trier)

– Die ehemalige Synagoge in Blomberg – heute genutzt als Stadtarchiv (Dr.-Ing. Barbara Seifen/Dieter Zoremba, Stadtarchiv Blomberg)

– Umbau, Erweiterung, Umnutzung – Vom Umgang mit dem Kirchenbau in Geschichte und Gegenwart (Dr. Andrea Pufke)

– Die Kirche St. Alexander in Schmallenberg – Standpunkte und Präferenzen der Denkmalpflege im Laufe von 100 Jahren (Dr.-Ing. Roswitha Kaiser)

18.00 Uhr

Führung durch den Erbdrostenhof (Klaus Nenzo)

20.00 Uhr

Architekturhistorisches Kabarett von Markus von Hagen

Samstag, 3. Juli

10.00 Uhr bis ca. 18.00 Uhr

Exkursionen

– Münster (Gunnar Pick, Denkmalbehörde Stadt Münster/Dr. Barbara Pankoke)

Treffpunkt: Erbdrostenhof, Vorhalle

– Münsterland und nördliches Ruhrgebiet (Dr. Ulrich Reinke)

Treffpunkt: Hindenburgplatz

– Ruhrgebiet (Prof. Dr. Eberhard Grunsky/Dr. Hans H. Hanke)

Treffpunkt: Hindenburgplatz

## BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Dülberg).

## DAS VIEHHAUS VON 1749/50 AUF BURG KLUSENSTEIN BEI HEMER



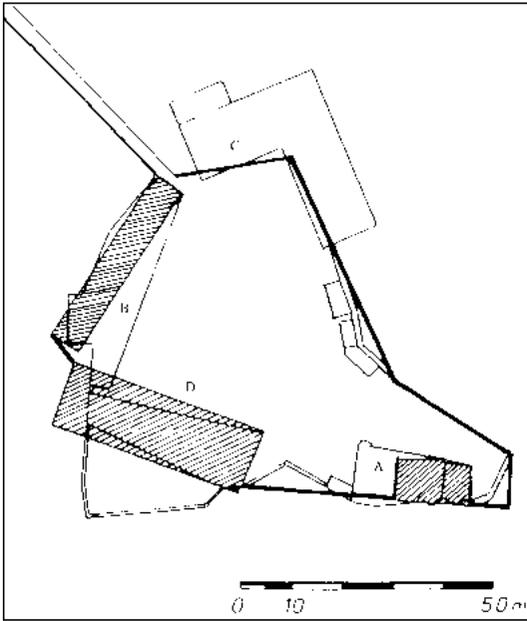
1. Burg Klusenstein im Hönnetal 1801, von W. Strack/F. Schütze. Das Viehhaus ist mit Steilgiebel abgebildet.

Am Tag des offenen Denkmals 2003 feierte die Stadt Hemer (Märkischer Kreis) unter Mitwirkung der Eigentümer, des Heimatvereines und des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege das 650jährige Bestehen der Burg Klusenstein. Abgesehen von diesem Anlass lag der eigentliche Grund für die Feierlichkeiten in der Wiederherstellung des schon aufgegebenen Viehhauses. Dieses Ereignis zog ca. 6000 Besucher an, die bei strahlendem Sonnenschein die Reste der Burg, aber vor allem den Kernbestand des über 300 Jahre alten Pachtgutes Klusenstein – das Viehhaus – im noch unvollendeten Sanierungszustand besichtigen konnten. Dies gab Einblicke in das komplexe und handwerklich aufwändige Gefüge des Gebäudes. Nachdem zunächst nur der ehemalige Palast als Denkmal eingetragen werden sollte, einigte man sich nach langen Verhandlungen, dass auch die landwirtschaftlichen Nutzgebäude zum Denkmal gehörten. Nach Jahren fortschreitenden Verfalls entschloss sich der Eigentümer 2002, das nunmehr sehr geschädigte Gebäude zu sanieren, obgleich weder eine öffentliche Förderung noch eine Nutzung in Aussicht standen. Im Zuge der Instandsetzungsarbeiten hatte der Fachbereich Inventarisierung des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege Gelegenheit, das Gebäude näher zu untersuchen. Die Ergebnisse sollen im Folgenden vorgestellt werden.

**GESCHICHTE KLUSENSTEINS ALS BURG UND PACHTGUT** Levold von Northof schreibt in seiner nach 1358 erschienenen Chronik der Grafen von der Mark, dass der Droste Gerhard von Plettenberg in Ab-

wesenheit seines Landesherrn Graf Engelbert III. außer der später am Rand der Stadt Neuenrade gelegenen Burg Rode im Jahr 1353 auch die Burg Klusenstein gründete. Ihre exponierte Lage über dem Hönnetal (Abb. 1) und die Grenzlage zur benachbarten Grafschaft Arnberg machten die Burg zu einem wichtigen märkischen Vorposten. Nachdem allerdings 1368 die Grafschaft Arnberg an Kurköln und 1391 die Grafschaft Mark an Kleve gelangten, nahmen die Grenzstreitigkeiten ab, und die Grenzfeste verlor bald ihre Bedeutung.

Die ersten Namen können Ende des 14. Jahrhunderts mit der Burg verbunden werden; es sind die Brüder Engelbert und Rotger Gibeldey, die vermutlich aus der Familie der Vögte von Elspe stammen. Ab 1410 ist die Familie von Werminghausen nachweisbar. Da Jobst von Werminghausen nur weibliche Nachkommen hatte, ging Klusenstein 1629 in den Besitz der Familie von Reuschenberg über. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wurde die Burg nicht mehr von den Eigentümern selbst bewohnt, sondern von Rentmeistern verwaltet. Das änderte sich auch nicht, als die Burg 1694 an den Hildesheimer Domkapitular Jobst Edmund Freiherr von Brabeck verkauft wurde. Er und seine Nachfolger haben nie hier, sondern in Haus Söder (Hildesheim) residiert, und so wurde Klusenstein Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem Pachtgut umgewandelt. Dies blieb es auch unter der Familie Löbbecke, die das Gut nach 1816 kaufte, sowie unter den folgenden Eigentümern (Phoenix; Eisen- und Stahlwerke Hoesch AG; Rheinisch-Westfälische-Kalkwerke Dornap; Rheinkalk Wülfrath).



2. Hemer, Burg Klusenstein, Lageplan in Überlagerung des Urkatasterplanes von 1829 (schraffiert) mit einer Vermessung von 1923 (feine Umrisslinie); beide Pläne sind hinsichtlich des Viehhauses im Detail nicht präzise. A Wohnhaus, B und C Wirtschaftsgebäude, D Viehhaus.

Während die Besitzgeschichte der Burg Klusenstein durch die Quellen gut belegt ist, finden sich zur Baugeschichte in der historischen Literatur nur wenige Aussagen. Die Erwähnung und kurze Beschreibung Mitte des 18. Jahrhunderts in der westfälischen Geschichte von Johann Friedrich von Steinen galt bislang als Beleg, dass die Burganlage bis zu diesem Zeitpunkt in ihrer mittelalterlichen Bausubstanz erhalten geblieben war. *Auch Clausenstein, Klusensteen geheißten, ein Rittersitz, eine halbe Stunde von Deilinghofen an den Grenzen des Herzogthums Engern und Westphalen, und zwar auf einem Felsen gelegen, ist noch itzo ein vestes Schloß.*

Steinen vermittelt uns mit den Begriffen *vest* und *Schloss* den Eindruck, dass auf Klusenstein zu seiner Zeit noch großzügige Baulichkeiten innerhalb einer Festung existierten. Neben dieser knappen Darstellung haben wir verschiedene Dokumente, an denen wir diese Aussage überprüfen können. Das hohe, aus Bruchstein errichtete Wohngebäude ist wohl mit Schloss umschrieben, denn eine um 1804 entstandene, aquarellierte Umrissskizze, auf der das Wohnhaus ungefähr in den heutigen Ausmaßen zu sehen ist, ist ebenfalls mit *Schloss Klusenstein bey Iserlohn* bezeichnet (Luckhardt 1987, S. 149). Der Festungscharakter ergibt sich aus der Lage und der erhaltenen Ringmauer, die bis heute den Eindruck einer ‚uneinnehmbaren‘ Burg vermitteln. Allerdings suggerieren die Aussagen von Steinens, dass die Burg mit ihren Baulichkeiten zu seiner Zeit existiert hat (*noch itzo*) und der Verfall erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingetreten war; diesem Eindruck folgen noch die Forschungen von Ulrich Barth und August Kracht (Kracht 1979, S. 380f).

Eine Bestandsaufnahme von 1715 (Staatsarchiv Münster, Nr. 451) zeigt uns jedoch ein ganz anderes historisches Bild: *Aus der Ringmauer nächst dem Viehause sind an drei unterschiedlichen Orten einige Stücke herausgefallen* (f. 21); *an dem Viehause an der untersten Seite ist ein Stück unten auf*

*der Erde aus der Mauer gefallen* (f. 22) *an selbigen Viehause längs der Seite sind oben unter dem Söller oder Balken von der Mauer einige Stücke heruntergefallen, der Türpost und die Schwellen wie auch die Türen am Viehause sind baufällig, die vorderste und hinterste Giebel nebst der Hönnen hin ist fast kein Brett oder Diele mehr vorhanden sogar dass die Hannejocke aus dem Zapfen gegangen.* In der folgenden Aufzählung wird der ruinöse Zustand der gesamten Anlage deutlich herausgestellt: Wohnhaus, Viehhaus, Brauhaus, Brückenanlage und Wasserleitung sind in einem desolaten, letztlich kaum noch bewohnbaren Zustand, Dächer nicht mehr vorhanden, Kamine geborsten, Dielen verfault, Gefache ausgebrochen und Mauern zusammengestürzt. Dieser im frühen 18. Jahrhundert beschriebene Zustand wird 1733 noch einmal bestätigt, indem ein altes Wohnhaus, Brauhaus und ein altes schlechtes Viehhaus nebst einer alten Stallung noch einmal aufgezählt und pauschal als alt bzw. schlecht bezeichnet werden. Wenig später trat jedoch eine Wende ein, denn in einem am 21. 1. 1751 verfassten Pachtvertrag heißt es: *es sei nicht allein das Wohnhaus daselbst aufs neueste sehr bequemlich eingerichtet, sondern auch ein kostbares zur Ökonomie sehr wohl abtirtetes neues Viehhaus von hochgedachtem Herrn Drostens darhier gesetzt worden.* Johann Friedrich von Steinen hat folglich um 1755 nicht die mittelalterliche Burg, sondern die kurz vorher wieder instandgesetzte Anlage beschrieben. Gute fünfzig Jahre hat der wohlliche Zustand gedauert, dann werden die Baulichkeiten 1806 erneut von Pastor W. Aschenberg aus Hagen als ruinös beschrieben (Kracht 1979, S. 380). Allerdings scheint der Zustand weit weniger dramatisch gewesen zu sein, da beim Verkauf von Burg Klusenstein im Jahre 1811 die Baulichkeiten ohne negativen Kommentar aufgezählt werden: Ein massives Wohnhaus mit guten Kellern, ein Viehhaus mit Bodenraum, ein Schafstall, eine Scheune; alles dies mit einer massiven Mauer umgeben; dazu an Ländereien 3 Morgen 84 Ruthen Gärten, 195 M 26 R Äcker, 12 M 130 R Weidekette, 132 M 42 R Waldung (Summe 343 M 102 R). Erst für die Mitte des 19. Jahrhunderts werden wieder umfangreichere Baumaßnahmen, insbesondere an Nebengebäuden, fassbar.

Der gegenwärtige Zustand des bis heute landwirtschaftlich genutzten Gutes Klusenstein lässt insbesondere in seiner Topographie noch mittelalterliche Zustände erahnen: Das nahezu dreieckige Burgareal ist dem zur Hönne stark abschüssigen Gelände durch teilweise sehr hohe Stützmauern abgegrenzt. Diese grenzen an einigen Stellen den eingeebneten Burghof ein. Der Zugang zum Burggelände ist nur von Westen möglich.

Im Süden der Terrasse, am Rande des Abhangs steht das weit ins Hönnetal sichtbare, bruchsteinerne Wohnhaus (A im Lageplan, Abb. 2), das in der Literatur auch als ‚Palas‘ bezeichnet wird. Es ist im Wesentlichen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuzurechnen. Durch enorme Mauerstärken zeichnen sich jedoch besonders an der Hofseite in Sockel- und Erdgeschoss weitaus ältere Bauteile ab. In welchem Umfang mittelalterliche Substanz noch erhalten blieb, lässt sich jedoch im derzeitigen, bewohnten Zustand nicht zweifelsfrei ermitteln.

Nördlich und südlich der Zufahrt liegen Wirtschaftsgebäude (B und C im Lageplan), die in der Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls unter teilweiser Einbeziehung von vielleicht noch spätmittelalterlichen Gewöl-



3. Hemer, Burg Klusenstein, Ansicht des Viehhauses von Norden im Zustand 1975.

be-, Ring- und Gebäudemauerresten hinzugefügt wurden.

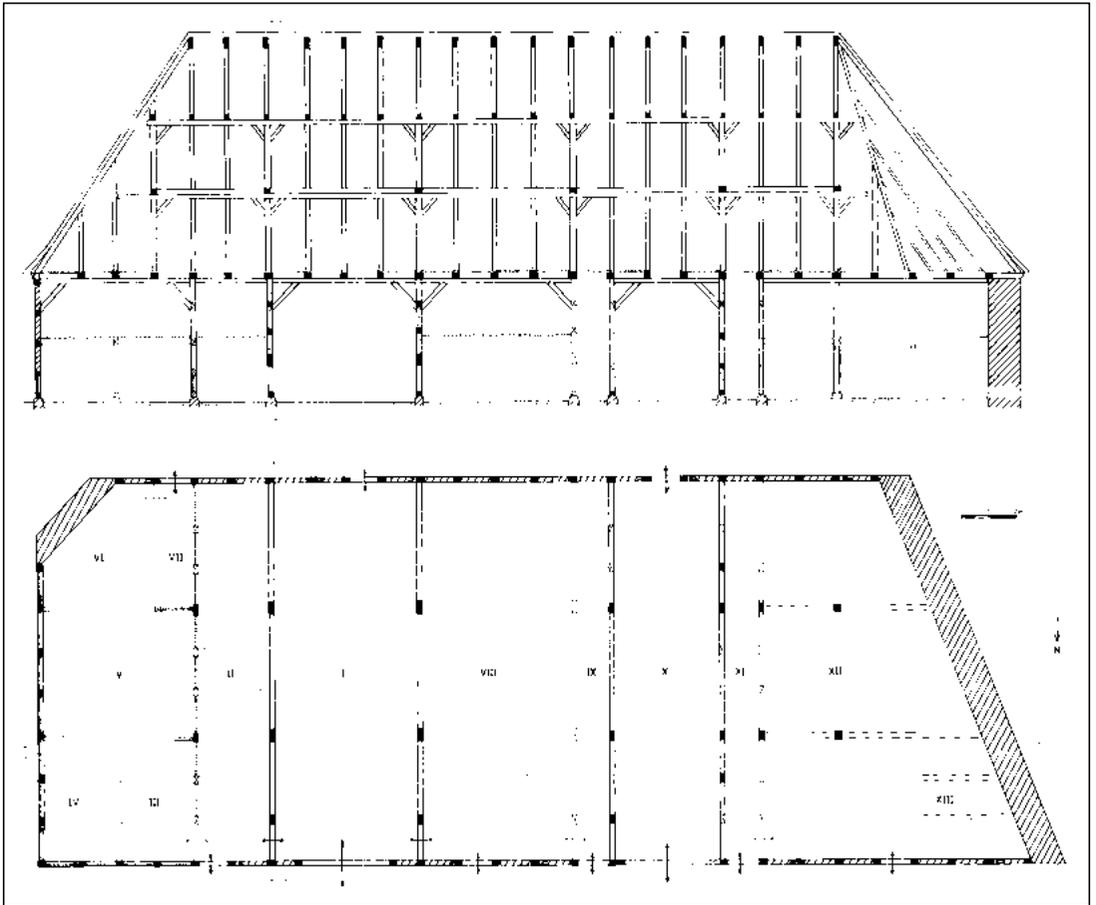
Südwestlich wird der Hof durch einen langgestreckten Fachwerkbau (D im Lageplan) geschlossen, dessen Westwand ebenfalls auf der Wehrmauer aufsteht. Es wurde bisher aufgrund der letzten Nutzung als Scheune bezeichnet, was ebenso der letzten, schon Jahrzehnte langen Nutzung wie dem baulichen Zustand entsprach. Für diese Nutzung waren mit Ausnahme der Dielseitenwände in großem Umfang originale Teile des technisch und funktional sehr komplexen Innengerüsts herausgesägt worden, das sich dennoch – gedanklich und zeichnerisch – weitgehend in seinem ursprünglichen Zustand rekonstruieren lässt. Errichtet war das Gebäude nämlich als multifunktionales Ökonomiegebäude, das zwar im Dachraum der Erntebergung, im Wesentlichen jedoch der Aufstallung und in geringerem Umfang auch dem Wohnen von Gesinde diente. Dieses in den Quellen des 18. Jahrhunderts so bezeichnete *Viehhaus* wurde in den Jahren 1749/50 errichtet.

**DAS VIEHHAUS** Die Rechnung des Zimmermeisters Ludwig Wiethoff belegt den Beginn der Baumaßnahmen für ein neues Viehhaus: *Anno 1749 d. 18. Februar ist das Holz zum Klausensteinschen Viehhauses Bau daselbst geschlagen und mit Zimmermeister Ludwig Wiethoff angewiesen undt am 20. dito ist mit der Fällung der Anfang gemacht worden.* Diese archivalische Nachricht wird durch die dendrochronologische Untersuchung (Planungsbüro Tisjé, Neu-Isenburg) gestützt: Das Fälldatum konnte auf „nach 1746“ bestimmt werden. Der Neubau ersetzte einen z. B. 1715 mit dem selben Begriff benannten Vorgängerbau, dessen Konstruktion unbekannt ist. Schriftliche Quelle und vorhandener Baubestand zeigen, dass nur in geringem Umfang bereits in einem anderen, älteren Bau abgezimmertes Holz für den Neubau wieder verwendet wurde. Dagegen wurde das Gebäude vermutlich an derselben Stelle wie der ver-

fallene Vorgängerbau errichtet, denn man bezog ältere Mauerteile in den Bau mit ein. Dafür nahm man auch den daraus resultierenden, nicht rechteckigen Grundriss in Kauf. Ein hoher Sockel aus Bruchstein stützt das Gelände talseitig ab. Unter dem westlichen Bereich führt ein etwa 60 cm hoher, aus Bruchstein gemauerter Abwasserkanal vom Hof zu dem erwähnten, tiefer liegenden Wiesenstück, das nur vom Gebäude aus zugänglich ist. Der Entwässerungskanal befindet sich exakt unter dem Gang rechts der westlichen Diele (XI). Der Zufluss zu diesem Kanal ist hofseitig genau mit diesem Gang fluchtend ca. 2 m vor der nördlichen Traufwand erkennbar.

**BAUGEFÜGE** Der Fachwerkbau mit einer Tiefe von 13,38m ist geschossig abgezimmert. Die nördliche, hofseitige Traufwand ist bei insgesamt 36,65 m Länge in 26 Gefache aufgeteilt (Abb. 3). Da die südliche, talseitige Traufwand aufgrund der schräg zulaufenden Giebelwände nur 20 Gefache aufweist, sind nur 21 Vollgebände vorhanden. Während die westliche Giebelwand vollständig aus Bruchstein gemauert ist, hat die sieben Gefache lange östliche Giebelwand nur eine kurze, die Südostecke abschrägende Verbindungsmauer zu der talseitigen Traufwand. Die westliche Giebelwand zeigt im unteren Bereich eher blockhaftes Bruchsteinmauerwerk, während darüber flachscholliges Gestein Verwendung fand.

Die Umfassungswände wurden mit kurzen, nur über eine Riegelkette reichenden Fußstreben ausgesteift. Im Gebäudeinneren wurden fast ausschließlich doppelt vernagelte Ständer-Ständer-Streben eingesetzt. In der Regel sind die Gefache durch drei einfach vernagelte und mit römischen Abbundziffern versehene Riegelketten gegliedert. Auch die inneren Trennwände, von denen drei mächtige Kuhnackenziegel aufweisen, tragen separate Wandmarkierungen mit ebenfalls römischen Ziffern. Zwei firstparallele – freilich angesichts der enormen Länge nicht aus einem Stück gearbeitete – Unterzüge durchziehen das ge-



4. Hemer, Burg Klusenstein; Längsschnitt und Grundriss des Viehhauses in Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der Zeit um 1750.

samte Gebäude (Abb. 4 oben). Einfach genagelte, gerade Kopfbänder dienen der Aussteifung der Unterzugsbalken mit den unterstützenden Ständern.

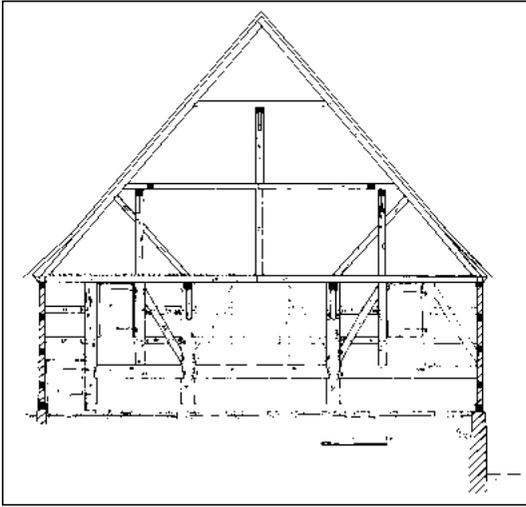
Bei dem Dachwerk handelt es sich um ein Sparrendach mit zwei Kehlbalkenlagen, wobei die Sparren unmittelbar auf den Dachbalken stehen (Abb. 5). Unterstützt werden die Sparren durch zwei stehende Stühle mit schlichten Kopfbändern im Längsverband. Die Stuhlsäulen des unteren Stuhles sind durch Schräghölzer gesichert, die auswärtsweisend von den Dachbalken bis zu den Sparren reichen und hier jeweils ordentlich verzapft sind. Der obere, ebenfalls stehende Stuhl mit Kopfbändern im Längsverband befindet sich mittig zwischen der unteren und der oberen Kehlbalkenlage, wobei die Last durch einen Ständer zwischen Dachbalken und unterer Kehlbalkenlage abgetragen wird. Solche Vollgespärre finden sich unter jedem dritten bzw. vierten Sparrenpaar (Abb. 4 oben). In den dazwischen liegenden Bereichen läuft die untere Kehlbalkenlage nicht durch, sondern die Sparren leiten das Gewicht über kurze Balkenstücke auf Wechselbalken ab. So entstehen im Dachraum relativ große und vor allem in der Höhe ungeteilte Bansenräume.

Das Dachwerk könnte nach dem derzeitigen Baubefund von Beginn an beidseitig abgewalmt gewesen sein. Dafür sprechen die sauberen Stichbalkenkonstruktionen sowohl in der Ebene der Dachbalken- als auch in der Ebene der unteren Kehlbalkenlage. Dem stehen nur einige heute ‚leere‘ Zapfenschlitze im oberen, östlichen Kehlbalken sowie ein weiterer in der Stuhlsäule, der auf ein nach außen weisendes Kopf-

band hindeutet, entgegen. Die Annahme, dass der talseitige Giebel im nachhinein abgewalmt wurde, wird auch durch verschiedene Abbildungen gestützt: Während der Stich *Der Clusenstein im Hünenthal in der Grafschaft Mark*, von Anton Strack gezeichnet und von F. Schütze 1801 gestochen (Abb. 1), noch sehr deutlich ein Satteldach zeigt, ist das Viehhaus auf einem Aquarell, das Franz Lecke 1826 gemalt hat (Abb. 6), mit dem heute noch bestehenden Walmdach dargestellt. Interessanterweise zeigt die im Tal angesiedelte Mühle denselben Wandel: 1801 hatte sie noch einen Krüppelwalm, 1826 wird sie mit einem Walmdach dargestellt.

**RAUMSTRUKTUR UND NÜTZUNG** Das Viehhaus war durch verschiedene Wandöffnungen in der hofseitigen, nördlichen Traufwand erschlossen (Abb. 4 unten). Bis heute sind zwei durchfahrbare Tore erhalten, während die meisten der ursprünglich fünf Türen nachträglich geschlossen wurden. Die zwei gebäudehohen, mit Spicksteinpflaster belegten Dielen (I, X) erstrecken sich in ganzer Gebäudetiefe und weisen jeweils eine Tür in der rückwärtigen, südlichen Traufwand auf. Hier schließt ein etwa 2 m tiefer gelegenes Wiesengrundstück an, das wohl als Düngersammelplatz diente.

Beide Seitenwände der östlichen Wirtschaftsdielen (I) zeigen jeweils drei mächtige Kuhnackenziegel, die über drei bzw. zwei Gefache reichen (Abb. 5); auf der Dielenseite der Kuhnackenziegel befinden sich – dies sei am Rande erwähnt – Inschriften, die wohl nicht von Besuchern, sondern eher von Knechten stammen,



5. Hemer, Burg Klusenstein; Querschnitt des Viehhauses in Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der Zeit um 1750.



6. Burg Klusenstein im Hönnetal 1826, von Franz Lecke. Das Viehhaus ist mit Walmdach abgedeckt.

die mit den Jahreszahlen ihre Beschäftigungszeit auf Klusenstein vermerkten. Zu entziffern ist u. a.: *O. Schwallmann 1880–82; H. Ostermann 1883–84; H. Lehaus 1884–85; W. Rohe 1888; F. Biermann 1904/05; E. König 1907.*

Die dahinter gelegenen, jeweils gebäudetiefen Räume waren zweigeschossig unterteilt. Sie dienten unten – nach Ausweis der Kuhnackenziegel – als Rindviehställe. Eine weitere und identisch ausgebildete Wand mit Kuhnackenziegeln ist – zwischen den Räumen VIII und IX – zwar weitgehend entfernt, aber sicher zu rekonstruieren. Sowohl der östliche Stall (II) von zwei Gefachen als auch der westliche (VIII) Doppelstall von vier Gefachen Breite waren jeweils durch eine Tür von der Hofseite sowie nochmals von den Dielen erschlossen.

Die Räume über den Ställen dienten wie der Dachboden als Lagerraum. In einem Bericht des Pächters heißt es 1764: *Das Viehhaus ist mit so viel eichen Brettern zuwaren belegt als zu Hinlegung deren Früchte erforderlich, es fehlen aber einige oben der Schneidebühne und über die Bühne hinter den Schneidebühne sind keine Bretter abhanden.* Diese Bühnen waren von der Diele durch jeweils zwei Ladeluken zu beschicken (Abb. 5).

Der östliche Gebäudeteil in einer Länge von vier Gefachen war durchgängig zweigeschossig unterteilt und im Erdgeschoss relativ kleinteilig gegliedert (Abb. 4 unten, Räume III bis VII), während der darüber gelegene Bereich ohne jegliche räumliche Aufteilung blieb. Die untersten Gefache aller Umfassungs- und Trennwände waren ursprünglich – mit Ausnahme der beiden Gefache der südlichen Traufwand – nicht durch Backstein oder Lehm-Flechtwerk, sondern durch horizontale Bohlen geschlossen; heute zeugen hiervon lediglich noch die breiten Nuten in den Ständerfüßen. Solche verbohnten Gefache können als Hinweis auf die Nutzung der Räume als Pferdeställe gelten, denn sie setzten Hufritten wirkungsvolleren Widerstand entgegen als die üblichen Ausfachungen. Die innere Erschließung der Räume ist nicht mehr sicher nachweisbar, da sämtliche inneren Trennwände entfernt worden sind. Sicher zu rekonstruieren ist nur noch eine (Entmistungs-?) Tür in der rückwärtigen, südlichen Traufwand.

Die drei Gefache breite, westliche Wirtschaftsdiele (X)

war mit Ausnahme einer Tür zum westlichen Teil des Gebäudes direkt hinter der nördlichen Traufwand vollständig von den daneben gelegenen Räumlichkeiten abgeteilt. Diese Wirtschaftsdiele war beidseitig flankiert von schmalen, ein Gefach breiten und haustiefen Gängen, die jeweils über eine Türe in der hofseitigen Traufwand erschlossen waren. Der östlich die Diele begleitende Gang (IX) diente als Futtergang des daran angrenzenden Rindviehstalles (IX). Die heute weitgehend entfernte Wand wies die schon oben beschriebenen Kuhnackenziegel auf. Unklar bleibt dagegen die Funktion des westlichen Ganges (XI), denn dieser wies ursprünglich – bis auf eine Tür – sowohl zur Diele (X) als auch zum westlich dahinter gelegenen Teil des Gebäudes (XII) vollständig geschlossene Wände auf.

In diesem westlichen, von der Hofseite durch eine Tür erschlossenen Gebäudeteil (XII) konnte nur eine kleine, eingeschossige Kammer (XIII) als abgeteilter Raum nachgewiesen werden. Ansonsten war der Raum in Fläche und Höhe ungeteilt; zwei mächtige Säulen trugen zwar die im ganzen Gebäude üblichen Längs-Unterzüge, jedoch zumindest im ursprünglichen Zustand keine durchgehende Geschossdecke. Die Säulen sind an den Kanten sauber abgefast. Sie zeigen zudem noch heute stark fettige Scheuerspuren, wie sie am ehesten von Schafen herrühren können. Allerdings ist die Tür in der hofseitigen Traufwand mit nur einem Gefach Breite für einen Schafstall ungewöhnlich schmal.

Nicht sicher zuzuordnen ist schließlich eine bescheidene Wohnnutzung, die 1764 für das *Viehhaus* benannt wird: *eine Bettesstätte in der Viehmagdkammer und im Pferdestall zwei vor die Knechte* sind am ehesten im östlichen Gebäudeteil (z. B. Räume IV, VI) vorstellbar.

**DIE SANIERUNG IM JAHRE 2003** Der schlechte Zustand des seinerzeit als ‚Scheune‘ bezeichneten Viehhauses war seit Jahren bekannt, doch scheiterten Sanierungsüberlegungen immer wieder an der fehlenden Nutzung. Zum einen ist Burg Klusenstein noch immer ein landwirtschaftlicher Betrieb, bei dem eine Fremdnutzung des Viehhauses in den Betriebsablauf integriert werden müsste, zum anderen schränkt die geografische Lage, und hier insbesondere die man-

gelhafte Zuwegung über mehrere Kilometer unbefestigte Wege, den Kreis möglicher Nutzungen von vornherein ein. Eigentümer und Pächter hatten keine Verwendung für den Bau. Auch die Bemühungen um Förderungen erbrachten trotz Befürwortung durch das Westfälische Amt für Denkmalpflege kein Ergebnis. Aus diesen Gründen wurde ein seit 1990 vorliegender Abbruchantrag für die ‚Scheune‘, der während der langjährigen Bemühungen um eine neue Nutzung einvernehmlich geruht hatte, wieder aufgenommen. Die überregionale Bedeutung des Baudenkmals Burg Klusenstein und die Unverzichtbarkeit der ‚Scheune‘ im Gebäudeensemble wogen jedoch so schwer, dass alle Seiten ihre Bemühungen wieder aufnahmen, letztendlich doch noch eine Lösung zu finden. Ende 2002 wurde eine „Projektgruppe Klusenstein“ ins Leben gerufen, an der neben dem Eigentümer und den staatlichen Stellen auch verschiedene Privatinitiativen, vor allem der Märkische Heimatbund, mitarbeiteten. Getragen vom gemeinsamen Willen zum Erhalt der Burganlage konnte schließlich ein tragfähiges Konzept zur Sanierung des Viehhauses entwickelt werden.

Im Jahre 2003 wurde der Bau konstruktiv und bautechnisch saniert, um seinen Bestand zu sichern und ihn für neue Nutzungen zur Verfügung zu haben, wenn sich solche ergeben sollten. Die bereit gestellten Mittel waren denn auch nur auf dieses Ziel ausgerichtet. Die Maßnahme verzichtete dementsprechend auf Rückführungen oder Rückbauten. Die Ergebnisse der Bauaufnahme und der begleitenden Bauforschung durch das Westfälische Amt für Denkmalpflege konnten zwar mit ziemlicher Sicherheit die ursprünglichen Strukturen nachvollziehen, doch entschloss man sich letztlich zur reinen Bestandssicherung. Diese Lösung kam nicht nur dem festgelegten Budget entgegen, sondern entsprach auch denkmalpflegerischer Methodik, die Spuren der Vergangenheit mit allen Brüchen und Veränderungen als Bestandteil der Geschichte des Gebäudes zu erhalten.

Dementsprechend wurden das bestehende Fachwerkgerüst durchgesehen, zimmermannsmäßig repariert, marode Teile ersetzt, statische Unzulänglichkeiten durch Verstärkungen behoben und, wo erforderlich, komplette Teile ausgewechselt. Letzteres war vor allem bei den Fußschwellen und im Dachbereich erforderlich, wo u.a. mehrere Sparren und Dachbalken ersetzt werden mussten. Zur statischen Sicherung wurden außerdem Streifenfundamente aus Beton unter die Fußschwellen gelegt und in der Mitte des Gebäudes aussteifende Kreuze aus dünnen Stahlstangen eingezogen. Vorgabe für alle Arbeiten war immer, die überkommene Substanz in möglichst großem Umfang zu erhalten und sichtbar zu lassen sowie die erforderlichen Verstärkungen deutlich vom Bestand abzusetzen.

Das Dach wurde mit Tonziegeln eingedeckt, die Gefache mit Vollziegeln geschlossen, die Bruchsteinbereiche repariert. Die Verwendung eines einheitlichen

Materials für alle Gefachfüllungen hatte wiederum Kostengründe. Das festgelegte Budget war durch unerwartete weitere Schäden im Dachbereich, die erst während der Arbeiten zu Tage traten, sehr strapaziert worden, so dass eine differenzierte Lösung bei den Außenwänden nicht mehr möglich war.

**FAZIT** Dank der Sicherung und Restaurierung des Viehhauses konnte ein wichtiger, historischer Bestandteil der Burg Klusenstein vor dem Verfall gerettet werden, deren spätere Geschichte als Pachtgut sonst nur rudimentär zu veranschaulichen gewesen wäre. Durch die vor Ort erhobenen Baubefunde konnte trotz der jüngeren Veränderungen die ursprüngliche Raumstruktur um die Mitte des 18. Jahrhunderts rekonstruiert werden. Dies ermöglichte, die Nutzung des Gebäudes nachzuzeichnen, die wiederum in bisher unbekanntem archivalischen Quellen ihre Bestätigung fand.

So wurde die historische Funktion des Fachwerkbaus als multifunktionaler Wirtschaftsbau erkannt und seine Bedeutung nicht nur für das Pachtgut Klusenstein in ein neues Licht gestellt. Unter den nicht eben seltenen Ökonomiegebäuden von adeligen Herrensitzen und Gütern in der ehemaligen Grafschaft Mark und im übrigen Westfalen zeichnet sich das Klusensteiner Viehhaus weniger durch seine zwar beachtlichen, aber durchaus nicht ungewöhnlichen Dimensionen, als vielmehr durch seine vielfältige, fast alle Bereiche eines landwirtschaftlichen Betriebes unter einem Dach vereinende Nutzung aus. Die Verwendung und Einbeziehung der unterschiedlichsten Baumaterialien – Bruchstein und Backstein, Fachwerk und Bohlenwerk – und ein höchst komplexes Bauegefüge mit den vielfältigsten konstruktiven Lösungen bis hinauf in das teil-offene Dachwerk setzte einen aufwändigen Planungsprozess voraus und macht das Viehhaus zu einem bedeutenden Zeugnis der Zimmermannskunst des 18. Jahrhunderts in Westfalen.

#### QUELLEN

Staatsarchiv Münster, Haus Hemer, Akten Nr. 451, 600.  
 Wilhelm Honselmann, Die Burg Klusenstein. In: Heimatblätter für Hohenlimburg und Umgebung 7/1971, S. 154ff. – August Kracht, Burg Klusenstein, in: Bürger und Heimatverein Hemer (Hg.), Hemer, Beiträge zur Heimatkunde. Hemer 1979, S. 365–389. – Jochen Luckhardt (Bearb.), Westfalia Picta, Bd. 2. Bielefeld 1987. – Johann Friedrich von Steinen, Westphälische Geschichte, Bd. 1. Lemgo 1752. – C. L. P. Tross (Hg. u. Übersetzer), Levold's von Northof Chronik von der Mark. Hamm 1859.

#### BILDNACHWEIS

Reproduktionen: August Kracht: Burg Klusenstein, in: Bürger und Heimatverein Hemer (Hg.) S. 365–389, hier S. 375: 2. – Jochen Luckhardt (Bearb.): Westfalia Picta, Bd. 2. S. 36, 150: 1, 6. – Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 3 (Barth); 4, 5 (Gropp/Spohn).

David Gropp/Kurt Röckener/Thomas Spohn

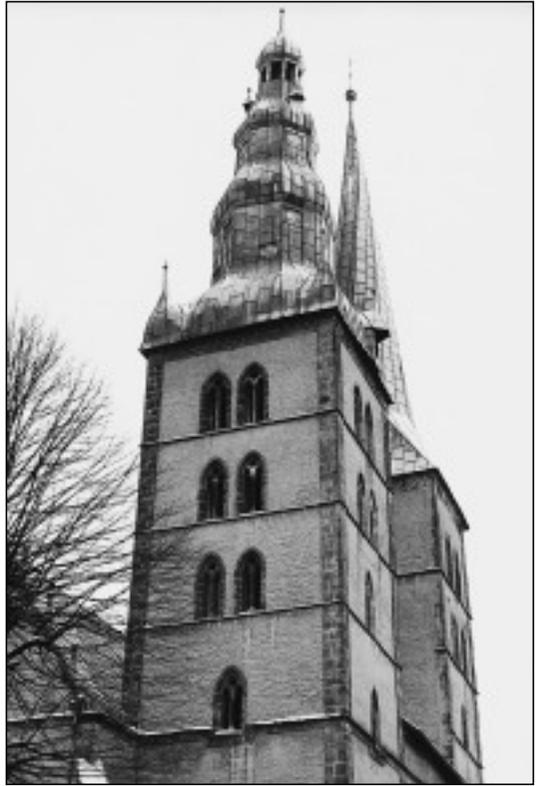
## DIE TURMUHR VON ST. NICOLAI ZU LEMGO UND IHRE RESTAURIERUNG

Der Regelung des Tageslaufs durch liturgische und profane Glockenzeichen trat – als unentbehrliche Komponente städtischer Verwaltung – bald auch die Zeitmessung durch öffentliche Uhren zur Seite. Bereits lange vor dem Aufkommen der Räderuhr gab es Vorrichtungen, mit denen die Zeit gemessen werden konnte. Doch seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert nahmen die Räderuhren diese Aufgabe wahr. Zunächst gaben kleine sog. Türmeruhren dem Türmer das Zeichen, die Stunden von Hand auf die Glocken zu schlagen. Das lateinische Wort *signum* als eine der ältesten Bezeichnungen für die abendländische Glocke bringt diese Zeichen gebende Funktion der Glocke deutlich zum Ausdruck.

Als Zeitraum des Aufkommens der Räderuhr gilt nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dabei ist jedoch die Abgrenzung des Begriffs Räderuhr zu beachten: Uhren mit Zahnrädern gab es damals schon lange; so konnten die früher weit verbreiteten Wasseruhren bereits mit komplizierten astronomischen Rädern ausgestattet sein. Als Räderuhr im eigentlichen Sinne bezeichnet man heute aber eine Uhr, in welcher der Antrieb einer Räderkette mittels eines Gewichts durch eine sog. Hemmung in regelmäßige, kleine, stets gleiche Zeiteinheiten aufgeteilt wird.

Die Einteilung des Tages geschah zunächst durch Aufteilung des Tages in einen hellen und einen dunklen Teil, deren jeder in 12 Stunden aufgeteilt war, die wegen des unterschiedlichen Zeitpunktes von Sonnenauf- und Untergang im Laufe des Jahres von ungleicher Länge waren. Zunächst in einzelnen Städten, häufiger dann im 14. Jahrhundert trat die Einteilung eines Tages in Äquinoktialstunden (24 gleich lange Stunden) an die Stelle der vorgenannten Temporalstundenzählung. Die Übernahme der Tageseinteilung in gleich lange Stunden steht aber offenbar weniger in Zusammenhang mit der Verbreitung der Räderuhr selbst (deren technisch bedingter isochroner Lauf ja nur gleich lange Stunden messen kann) als vielmehr mit dem Aufkommen der ersten, die Stunden schlagenden Uhren (Dohrn-van Rossum); denn bald schon war der Wunsch entstanden, die vormals manuelle akustische Zeitangabe (Anschlagen der Uhrzeit durch den Türmer von Hand) zu automatisieren. Mit Erfindung des von einem Gangwerk ausgelösten, von einer Schlossscheibe gesteuerten Schlagwerks war dann seit dem 14. Jahrhundert jener kunstvolle Mechanismus einer Turmuhr entstanden, der im Lauf der Jahrhunderte eine von vielen technischen Neuerungen inspirierte Entwicklung durchlaufen und so zu einem der interessantesten Kapitel der Technikgeschichte werden sollte.

In den wesentlichen Zügen ist diese, im Vorstehenden kurz umrissene Entwicklung auch in Westfalen verlaufen, hier vielleicht sogar begünstigt durch die gerade seit dem 13. Jahrhundert besonders manifeste Etablierung städtischer Strukturen, die solch regelder Elemente bedurften. Es ist keineswegs so (wie verschiedentlich angegeben), dass öffentliche Uhren sich nur in den größeren Städten des Landes befanden; vielmehr gab es in Westfalen auch in den kleineren Städten Turmuhren schon im 15. Jahrhundert (für Dülmen möglicherweise durch zwei Uhrlocken be-



1. Die Westtürme von St. Nicolai. Im vorderen (nördlichen) Turm steht im untersten der befensterten Geschosse das Uhrwerk. In der Laterne der Turmhaube hängt die jetzt dem Uhrschlag dienende Glocke. 1981.

reits für das 14. Jahrhundert belegt). Spätestens seit dem 16. Jahrhundert verfügten auch Landkirchen über eine Turmuhr.

Als Standort einer städtischen Uhr und Glocke kamen das Rathaus (sofern es über einen Turm oder wenigstens einen Dachreiter verfügte) und die in der Regel diesem nahegelegene Stadtpfarrkirche gleichermaßen infrage. In Lemgo wird sich die städtische Uhr wohl von Anfang an in einem der Türme der direkt hinter dem Rathaus gelegenen Nikolaikirche befunden haben; denn das Lemgoer Rathaus, das erst im Laufe eines längeren Zeitraumes aus einem Komplex verschiedener Gebäude zu einem Rathaus im engeren Sinne zusammengewachsen war (BKW Stadt Lemgo), hat nie über einen eigenen Turm verfügt; eine für 1598 überlieferte Neudeckung des „Glockenturmes“ mit Reparatur der Glocke (BKW Stadt Lemgo, S. 507) dürfte sich denn auch eher auf den seit Alters im Besitz der Stadt befindlichen Nordturm von St. Nicolai und die darin befindliche Uhrlocke bezogen haben.

Aus dieser auch anderenorts vielfach anzutreffenden Konstellation, Kirchtürme für Zwecke der öffentlichen Zeitangabe und sonstige administrative Aufgaben (Türme, Feuer- bzw. Sturmglocke etc.) zu nutzen, resultiert, dass in vielen Fällen dem Magistrat der Unterhalt von Turm und Glocken oblag, und er oft auch Eigentumsrecht an diesen hatte. Vielfach wurde dieses dann im Laufe der Zeit abgelöst und auf die Kirche übertragen – in Hamm z. B. geschah das bereits



2. In der Turmhaube von St. Nicolai. Die Abbildung zeigt, wie schwierig und gefährlich die Zuwegung zu exponiert hängenden Glocken oft ist. 2002.

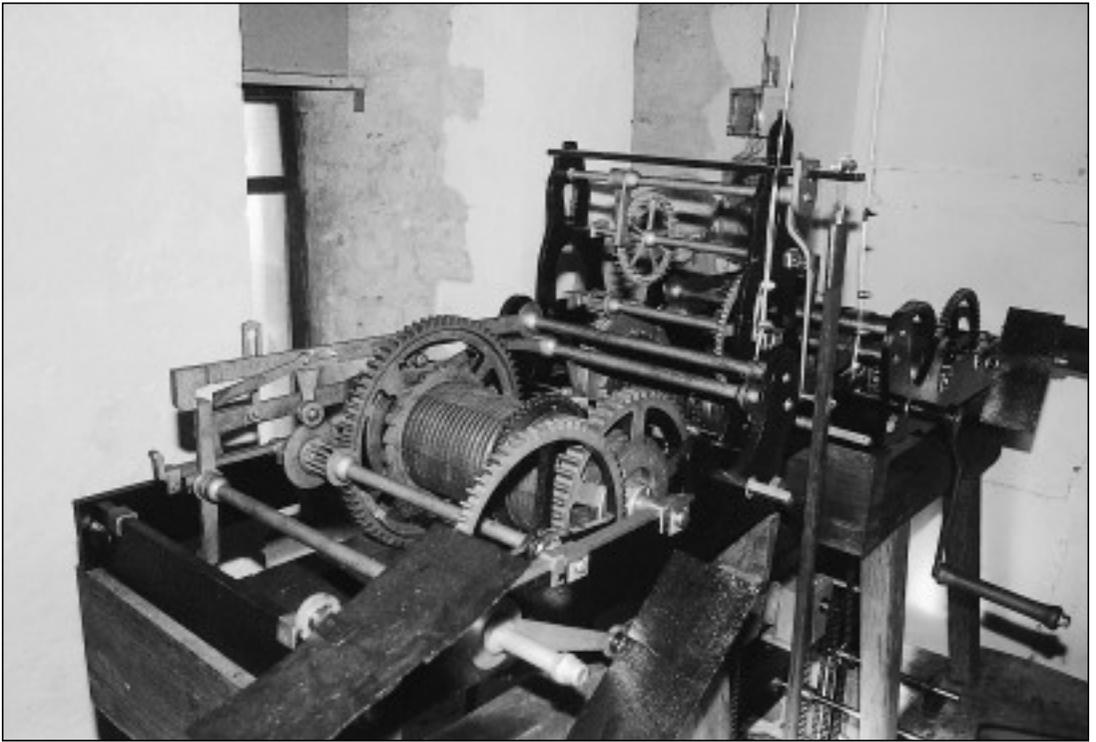
in der zweiten Hälfte des 16. Jh., in Lippstadt erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Der Nordturm von St. Nicolai in Lemgo hingegen befindet sich noch heute im Eigentum der Stadt, während der Südturm als Eigentum der Kirche das dieser dienende Geläute trägt (hier zwei große Glocken des 13. Jahrhunderts, die wegen ihrer Klangschönheit zu den wertvollsten Denkmälern ihrer Art in Westfalen gehören). Nach gegenwärtiger Kenntnis wird eine Uhr an St. Nicolai erst verhältnismäßig spät, 1577, erwähnt, als sie von einem Uhrmacher aus Warstein repariert wurde. Doch dürfte zu diesem Zeitpunkt die Uhr bereits mehrere hundert Jahre Bestand gehabt haben, denn öffentliche Uhren wurden in westfälischen Stadtkirchen, wie bereits erwähnt, im Verlauf des 14. Jahrhunderts allgemein üblich. Der 1577 erwähnten Uhr diene zweifellos bereits die heute in der Laterne des Nordturmes befindliche Glocke als Stundenschlagglocke. Zwar war diese, wie die Abnutzung am Schlagring zeigt, ursprünglich eine Läuteglocke. Sie muss aber spätestens mit dem Aufrichten der mehrteiligen Renaissancehaube an ihre heutige Stelle gelangt sein; zu späterer Zeit war das nämlich so gut wie ausgeschlossen, denn zum Einbringen der Glocke in die Turmlaterne hätte diese wegen der Größe der Glocke teilweise zerlegt werden müssen. Die Glocke füllt den lichten Innenraum zwischen den Ständern nahezu komplett aus!

Auch wenn die Geschichte der Uhr nach den Quellen bisher nicht aufgearbeitet wurde, muss man davon ausgehen, dass sie stets nur als Schlaguhr diente und nicht über eine Zeitanzeige durch ein Außenzifferblatt verfügte. Dies ist eher ungewöhnlich, denn selbst Landkirchen waren, durch erhaltene Beispiele belegt, mindestens seit dem 16. Jahrhundert häufig mit einem solchen versehen (Reinke, Zifferblätter). Des Weiteren kann man annehmen, daß die Uhr lediglich die Stunden schlug, denn kurz nach Anschaffung der

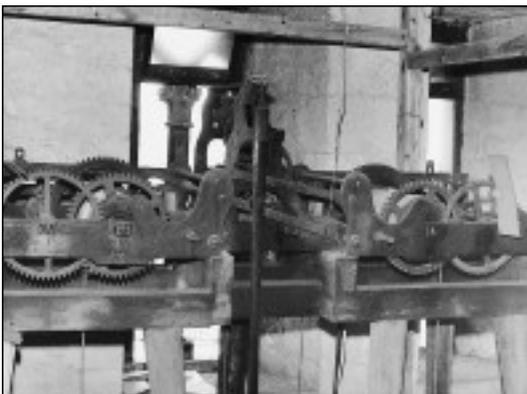


3. Sonnenuhr an der Südseite von St. Nicolai. Derartige Sonnenuhren dienten nicht nur der allgemeinen Zeitangabe sondern auch als wichtiges Zeitnormal zur Regulierung der Räderuhren. 1987.

heutigen, mit zwei Schlagwerken ausgestatteten Uhr im Jahre 1851 lieferte der Lemgoer Glockengießer H. Trebbe eine Glocke für den Viertelstundenschlag. Das deutet darauf hin, dass die Uhr bis zu diesem Zeit-



4. Gesamtansicht nach der Restaurierung, 2002.



5. Gesamtansicht der Uhr im Zustand vor der Restaurierung, 1982.

punkt kein Viertelschlagwerk hatte, sondern lediglich die Stunden angab. Zwar sind Turmuhren mit Viertelschlag seit dem 14. Jahrhundert bekannt, werden vom 16. Jahrhundert an häufiger (Bamberg, Dom, 1529; Münster, Dom 1696), auch erhielten manche, nur mit Stundenschlag ausgerüstete Werke später ein Viertelschlagwerk beigefügt (z. B. Lübeck, St. Jacobi, 1783/84; Rahden/Westf. 1838); allgemein aber haben sich in Westfalen Turmuhren, welche nur die Stunden schlagen, besonders lange gehalten.

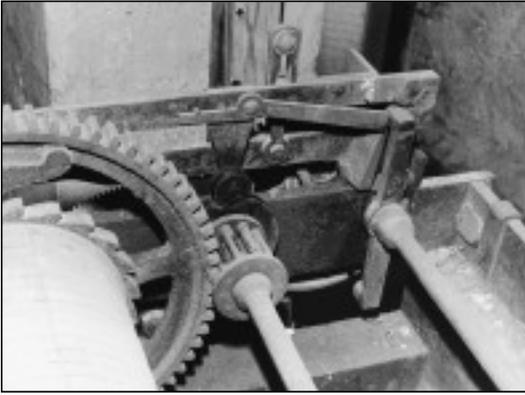
Die bereits erwähnte Anschaffung einer neuen Uhr für den Nicolaiturm erfolgte im Jahre 1851. Das Werk wurde von der Berliner Firma C. Möllinger geliefert. Möllinger entstammte einer weit verzweigten, bis ins ausgehende 17. Jahrhundert nachzuweisenden pfälzischen Uhrmacherfamilie. E. Möllinger, Königlich Preußischer Hof- und Stadtuhrmacher in Berlin, betrieb dort bereits in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Fabrik für Turm- und Hofuhren.

Die Uhren Möllingers wie auch die meisten der späteren Uhren Berliner Provenienz haben in der Regel ei-

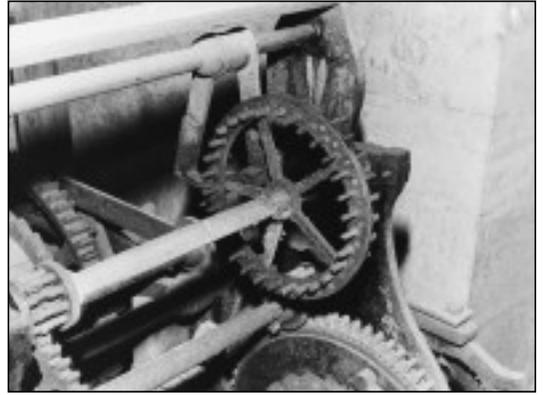
nen horizontalen Verkaufbau, wie er im 19. Jahrhundert üblich wurde, d. h. die Achsen der einzelnen Räder und Hebel sind nebeneinander angeordnet. Eine Ausnahme bildet das Gehwerk, dessen Achsen übereinander liegen. Als Hemmung verwendete Möllinger vorzugsweise den im mittleren 19. Jahrhundert oft zum Einsatz gebrachten Scherenstiftengang, eine sehr robuste, leicht zu fertigende und für Turmuhren gut geeignete Hemmung. Zur Ausführung kam hier jene Version des Scherenstiftenganges, bei dem die Stifte auf beide Seiten des Steigrades verteilt sind. Da der Stiftengang zu den ruhenden Hemmungen zählt, gewährleistet er bei guter Imprägnierung der Pendelstange gegen feuchtigkeitsbedingte Längenänderung eine recht hohe Ganggenauigkeit (die Längenänderung durch Temperaturschwankungen spielt bei Holzstabpendeln nur eine sehr geringe Rolle).

Die Fa. Möllinger lieferte damals Uhren unterschiedlicher Disposition, je nachdem, was sich der jeweilige Auftraggeber leisten konnte oder wollte. Daher wurden die verschiedenen Werke (Geh- und Schlagwerke) nicht, wie bisher üblich, in ein gemeinsames Werkgestell eingebaut, sondern das Gehwerk und jedes der beiden Schlagwerke erhielten ein eigenes Werkgestell für sich. So konnten die Uhrensysteme nach Wünschen der Auftraggeber mit oder ohne Viertelschlag oder auch nur als Gehwerk für Zeigerbetrieb zusammengestellt werden, wodurch sich auch die Produktion der Uhren sehr rationell gestaltete. Die (in Einzelfällen auch schon früher beobachtbare) Tendenz zur Rationalisierung des Herstellungsverfahrens ist neben der Einführung technischer Verbesserungen und neuer technischer Systeme eines der wesentlichen Merkmale der Turmuhrenfertigung im 19. Jahrhundert.

Eine weitere technische Neuerung im Turmuhrenbau dieser Zeit ist die durch die bereits erwähnte horizontale Werkanordnung mögliche leichte Montage oder Demontage. Die Radachsen laufen in oben offenen Bronzelagern, die mit einer splintgesicherten Lasche



6. Die Anrichtungsteile des Stundenschlagwerkes im Zustand vor der Restaurierung. 1982.



7. Das Gehwerk mit dem Scherenstiftengang im Zustand vor der Restaurierung. 1982.

gegen das Herausgleiten der Achszapfen gesichert sind. So ist es möglich, bei Reinigungs- oder Reparaturarbeiten nahezu jedes Rad der Uhr einzeln aus- und einbauen zu können, ohne dafür das ganze Werk zerlegen zu müssen. Auch der für die korrekte Auslösung und Sperrung der Schlagwerke erforderliche, genau zueinander abzustimmende Eingriff der Schlagwerksräder ist bei dieser Art der Lagerung viel leichter herzustellen.

Mit diesen technischen Neuerungen repräsentieren die Uhren Möllingers und damit auch die Lemgoer Uhr ein wichtiges Stadium in der Entwicklung von der individuellen Uhrenfertigung zur seriellen fabrikmäßigen Herstellung.

Die Uhr der Nikolaikirche wurde 1851 als reine Schlaguhr beschafft und setzte damit die Tradition der Vorgängerwerke fort. Obwohl technisch die Möglichkeit bestand, wurde auch diesmal auf die Anbringung eines Außenzifferblattes verzichtet, um so verwunderlicher, als die Nicolaikirche im Stadtzentrum liegt und die nächste Uhr mit einem Zifferblatt erst ganz am Rand der Altstadt, an der ehem. Klosterkirche der Franziskaner, St. Johann, zu finden ist; ob die modernen Zifferblätter am Turm der Neustadt-Kirche St. Marien einen älteren Zustand fortschreiben, wäre noch zu klären. So bediente die Uhr der Nicolaikirche weiterhin ohne sichtbare Zeitanzeige lediglich zwei Schlagglocken zur Angabe der Viertelstunden und der Stunden. Als Stundenglocke diente die bereits erwähnte, in der Laterne des Nordturmes befindliche Glocke, ein Gußwerk wohl aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Zum Viertelschlag wurde 1856 von dem Lemgoer Glockengießer H. Trebbe eine neue Glocke bezogen. Sie wurde im 1. Weltkrieg vernichtet. Da eine Ersatzbeschaffung nicht erfolgte, wurden die Viertelstunden fortan nicht mehr geschlagen; das Viertelschlagwerk mußte jedoch „stumm“ mitlaufen, weil es zur Auslösung des Stundenschlages benötigt wird.

Als der Verfasser die Uhr in den 1960er Jahren erstmals in Augenschein nehmen konnte, befand sie sich noch einwandfrei in Betrieb und der Schlag der alten Glocke begleitete das Leben in der Stadt. Doch bald schon wurde die Uhr vermutlich wegen des nicht mehr sicherzustellenden regelmäßigen Aufziehens stillgelegt, obwohl es auch damals leicht möglich gewesen wäre, den Aufzug automatisch einzurichten. Statt dessen übernahmen nun zwei über Magnethämmer angeschlagene Glocken des im gleichen Turm befindlichen Glockenspiels die Aufgabe des Uhrschlages. Das alte wertvolle Werk geriet in Ver-

gessenheit und immer mehr in Verfall.

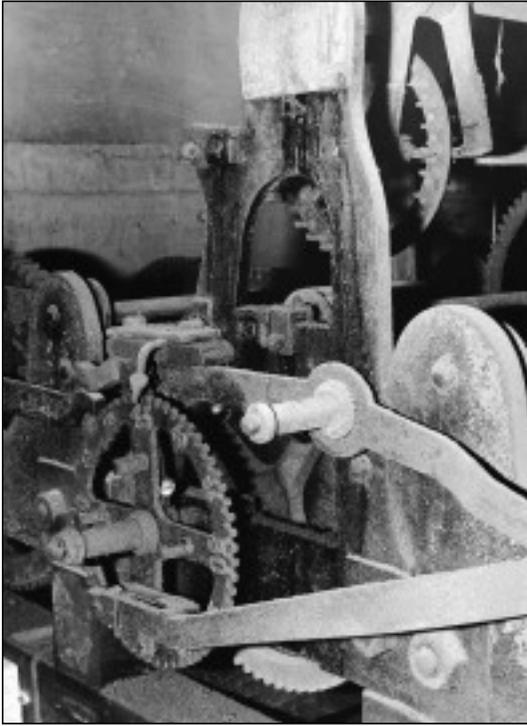
So war es nun, um den endgültigen Abgang der Uhr zu verhindern, überfällig, die Anlage zu restaurieren, ein Vorhaben, das sich der Verein Alt-Lemgo zueigen machte.

Im Einzelnen war dazu erforderlich:

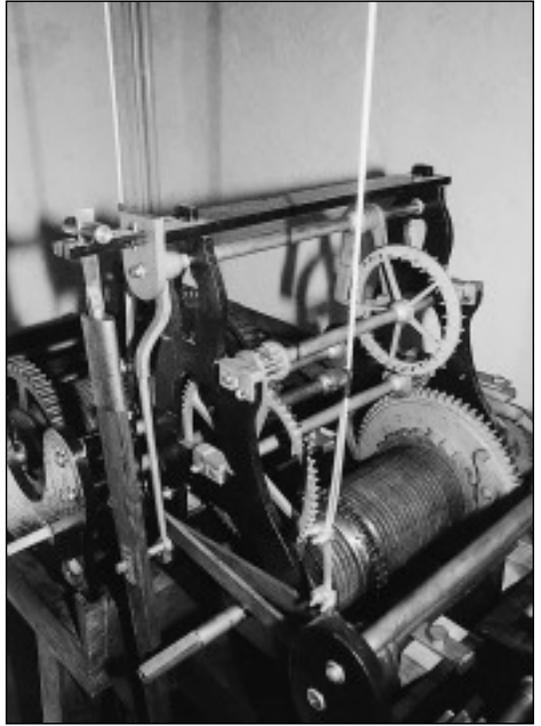
- a) Demontage der Uhr, reinigen, konservieren der Oberfläche, Zusammenbau, Probelauf und Wiedereinbau im Turm,
- b) Anbau eines automatischen elektrischen Aufzuges,
- c) Herstellen der nur noch teilweise vorhandenen Verbindung zur Stundenglocke in der Turmlaterne,
- d) Einrichten einer geeigneten Spielglocke für den Viertelschlag.

Nach ausführlichen Vorbesprechungen wurde der Auftrag zur Durchführung der Arbeiten an die Fa. H. Perrot in Calw vergeben, die in Absprache mit dem Verfasser im Anschluß an die Restaurierung der Uhr einen elektrischen Aufzug mit Endlosketten einbaute. Die Technik, zwischen zwei selbständige Räderketten eine Endloskette anzuordnen, sie dadurch in gegenseitige Abhängigkeit zu bringen, dabei aber gleichzeitig ihre Selbständigkeit zu wahren, wurde im Turmuhrenbau um 1900 eingeführt, als man deren Vorteile zu nutzen beabsichtigte, den Gangregler (die eigentliche „Uhr“) und den Zeigerantrieb voneinander zu trennen, um einen präziseren Gang der Uhr zu erzielen. Davon machten insbesondere süddeutsche Turmuhrenbauer Gebrauch, während andere das Problem mittels eines zwischengeschalteten Differentialräderwerkes oder einer Spiralfeder lösten (letzteres vor allem französische Firmen). Doch gleich mit der industriemäßigen Herstellung und Verbreitung von Elektromotoren wurde das System auch zum automatischen Aufziehen von Turmuhren genutzt, da es sich besonders leicht und mit wenig Aufwand herstellen lässt und vor allem auch in ältere Werke mit geringstem Aufwand und bestandschonend einzubauen ist. Zudem arbeitet es bei Verwendung geeigneter Vorsatzgetriebe an den Motoren außerordentlich ruhig und betriebssicher. Systembedingt kommt es bei diesem Aufzug zur Aufrechterhaltung des Ganges während des Aufziehens, so dass Aufzüge mit Endloskette auch in Uhren ohne Gegengesperre im Gangwerk einzusetzen sind, und das Aufziehen der Schlagwerke auch dann erfolgen kann, wenn diese gerade in Betrieb sind.

Zu den ersten Firmen, welche solche Aufzüge auch serienmäßig bauten, gehörte die Fa. Johann Friedrich Weule in Bockenem/Harz. Doch auch andere Turm-



8. Rückseite des Uhrwerks mit Richttrad und Schlagauslösung im Zustand vor der Restaurierung. 1982.



9. Das Gehwerk im Zustand nach der Restaurierung. 2002.

uhrenhersteller wussten bald die Vorteile des Systems zu nutzen. Erst viel später wurden dann serienmäßig Turmuhren mit neu entwickelten automatischen Aufzügen gefertigt, die mit einem in den Walzen liegenden Differentialräderwerk arbeiten. (In Westfalen waren dies vorzugsweise die Firmen Eduard Korfhage & Söhne sowie Bernhard Vortmann).

Mit diesen Eigenschaften bot sich das Endlosketten-System hervorragend zum Einbau auch in die Lemgoer Uhr an. Um dabei das Erscheinungsbild des alten Werkes so wenig wie möglich zu stören, wurden die Motoren innerhalb des Uhrenbocks unterhalb des Werkgestells angebracht, und die Ketten mit den Gewichten in das darunterliegende Turmstockwerk abgehängt. Hier ist so viel Fallhöhe vorhanden, dass nur alle 12 Stunden ein Aufzug nötig wird. Während es grundsätzlich möglich ist, den Aufzug alle 12 Stunden durch das Uhrwerk selbst auslösen zu lassen (z. B. über die Schlossscheibe des Stundenschlagwerkes), wurde hier, der Einfachheit halber, eine kleine elektrische Schaltuhr installiert, welche diese Aufgabe übernimmt.

Auf die grundsätzlich wünschenswerte Wiederverwendung der alten, sicher noch vom Vorgängerwerk stammenden Steingewichte wurde auf Vorschlag des Verfassers ausnahmsweise verzichtet. Vor allem für die beiden Schlagwerke erwiesen sie sich als viel zu schwer; sie hätten das wertvolle Uhrwerk technisch völlig unnötig überbelastet und so Verschleiß und vorzeitigem Vergang Vorschub geleistet. Daher wurden neue, aus Eisenplatten zusammengefügte Gewichte gefertigt, die durch Zulegen oder Abnehmen einzelner Platten genau auf den Kraftbedarf des jeweiligen Werkes ausgelegt werden konnten.

Für die Ausführung des Viertelschlages wurde eine zu der hoch oben in der Turmlaterne befindlichen Stundenglocke tonlich passende Glocke aus dem Glockenspiel gewählt. Sie wurde mit einem Fallhammer ausgestattet, der in herkömmlicher Weise mittels

Drahtzug von dem ein Stockwerk tiefer gelegenen Uhrwerk betätigt wird.

Grundsätzlich wäre es möglich gewesen, auch die etwa 30 m höher gelegene Stundenglocke über einen solchen Drahtzug zu betätigen, wie es jahrhundertlang der Fall war. Jedoch ist die Verlegung einer derart langen Hammerzugleitung, vor allem ihre genaue Justierung eine immens arbeitsaufwändige und damit teure Maßnahme. Daher wurde unterhalb der Schlagglocke im Inneren der Turmhaube ein elektrisches Motor-Hubwerk installiert, das über einen vom Stundenschlagwerk der Uhr betätigten Schalter für jeden abzugebenden Schlag einen Stromimpuls erhält. So wurde eine Lösung getroffen, die, ohne Spuren zu hinterlassen, wieder rückgängig gemacht und durch den konventionellen Drahtzug ersetzt werden könnte, wenn man es denn möchte.

Eine wichtige bestandssichernde Maßnahme steht allerdings noch aus: Im Zuge der Voruntersuchungen zeigte sich nämlich, dass der uralte Schlaghammer an der Glocke viel zu tief, nämlich unten an der Schärfe, der dünnsten und empfindlichsten Stelle der Glocke, anschlägt. Abgesehen davon, dass die Glocke dadurch einen unschönen blechernen Klang entläßt, besteht die akute Gefahr, dass sie – ähnlich wie beim Läuten mit zu tief hängendem Klöppel – Schaden leidet. Allerdings ist ein Versetzen des Hammers wegen der ungünstigen Lage nur mittels eines Fahrkorbes von außen möglich. Daher sollten diese Arbeiten mit demnächst notwendigen Sicherungsmaßnahmen an der Deckung im oberen Bereich der Turmhaube verbunden werden, bei deren Gelegenheit dann auch die z. Z. lose an den Balken der Turmkonstruktion hängende und bei jedem Schlag hin und her pendelnde Glocke wieder fachgerecht zu befestigen wäre, um ein allmähliches Durchscheuern der Kronenhenkel zu verhindern. Inzwischen jedoch traten weitere Schäden auch an der Glocke selbst (abgerissener Kronenhenkel etc.) zutage. Das weitere



10. Einer der unterhalb des Uhrwerks montierten Getriebemotoren für den Aufzug. 2002.

Vorgehen in dieser schwierigen Situation wird z. Zt. beraten.

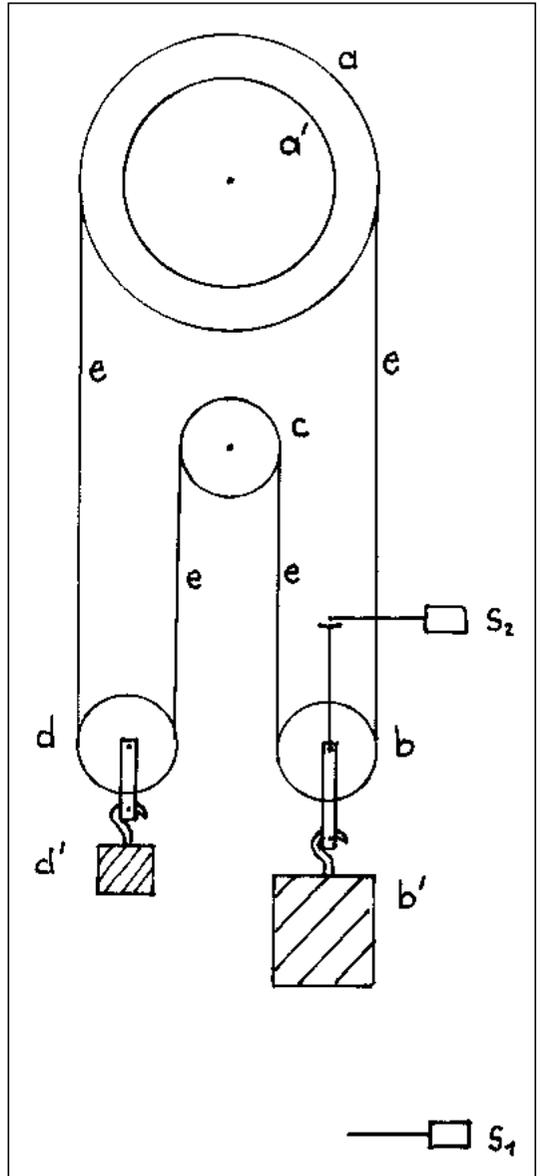
Mit der Restaurierung und Wiederinbetriebnahme der Uhr von St. Nicolai ist ein wertvolles technisches Denkmal vor weiterem Verfall bewahrt – nach Art und Umfang die erste derartige Maßnahme im westfälisch-lippischen Bereich. Es bleibt zu hoffen, dass diese vorbildliche Maßnahme dem nach wie vor bedenkenlos praktizierten Ausmuster selbst wertvollster mechanischer Turmuhrwerke entgegenwirken kann und wenigstens einige der zahllosen, oft noch voll betriebsfähigen, jetzt aber stillgelegten Turmuhrwerke wieder in Gang gebracht und der Nachwelt erhalten werden können, bevor sie anonym in Sammlungen oder im Antiquitätenhandel verschwinden oder in einen Zustand geraten, der ihnen bestenfalls noch den hintersten Platz in irgend einem Museumsmagazin zugeht.

#### LITERATUR

Zur allgemeinen Geschichte der öffentlichen Zeitmessung: Dohrn-van Rossum Gerhard, Die Geschichte der Stunde. München 1995.

Zur Technik und allgemeinen Geschichte der Turmuhrwerke: Ulrich Böhme/Claus Peter, Mechanische Turmuhrwerke, ein unaufgebbares Kulturgut, in: Glocken in Geschichte und Gegenwart, Bd. II. Karlsruhe 1997, S. 398 ff. – Igor A. Jenzen (Hg.), Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauches. Historisches Museum Frankfurt, 1989. – Günther Glaser (Hg.), Turmuhrwerke. Band II/6 a des Handbuches der Chronometrie und Uhrentechnik. Stuttgart 1991.

Zu westfälischen Turmuhrwerken und zu St. Nikolai/Lemgo: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 49, Teil 1: Stadt Lemgo. Münster 1983. – Claus Peter, Zur Entwicklung des Turmuhrbaues in Westfalen, in: Westfalen Jg. 1984. – Ulrich Reinke, Frühe Turmuhrzifferblätter in Westfalen und am Niederrhein, in: Zeitschrift Westfalen Bd. 62, Münster 1984. S. 245–251. – Claus Pe-



11. Funktionsskizze zu einem Aufzug mit Endloskette.  
 a Ketten-Radkranz auf der Gehwerkwalze a' montiert  
 b lose Rolle mit Antriebsgewicht b'  
 c Kettenrad am Vorsatzgetriebe des elektr. Aufzugsmotors  
 d lose Rolle mit kleinem Gegengewicht zum Strammhalten der Kette  
 e endlose Kette

S<sub>1</sub> Einschalter des elektrischen Aufzuges, betätigt durch das sinkende Antriebsgewicht

S<sub>2</sub> Ausschalter des elektrischen Aufzuges

Alle Zusatzeinrichtungen wie Sicherheitsabschaltung bei Systemausfall etc. sind in der Skizze nicht wiedergegeben.

ter, Zur Technikgeschichte mechanischer Turmuhrwerke im westfälischen Raum. Hrsg. vom Münsterland-Museum Telgte (in Vorbereitung).

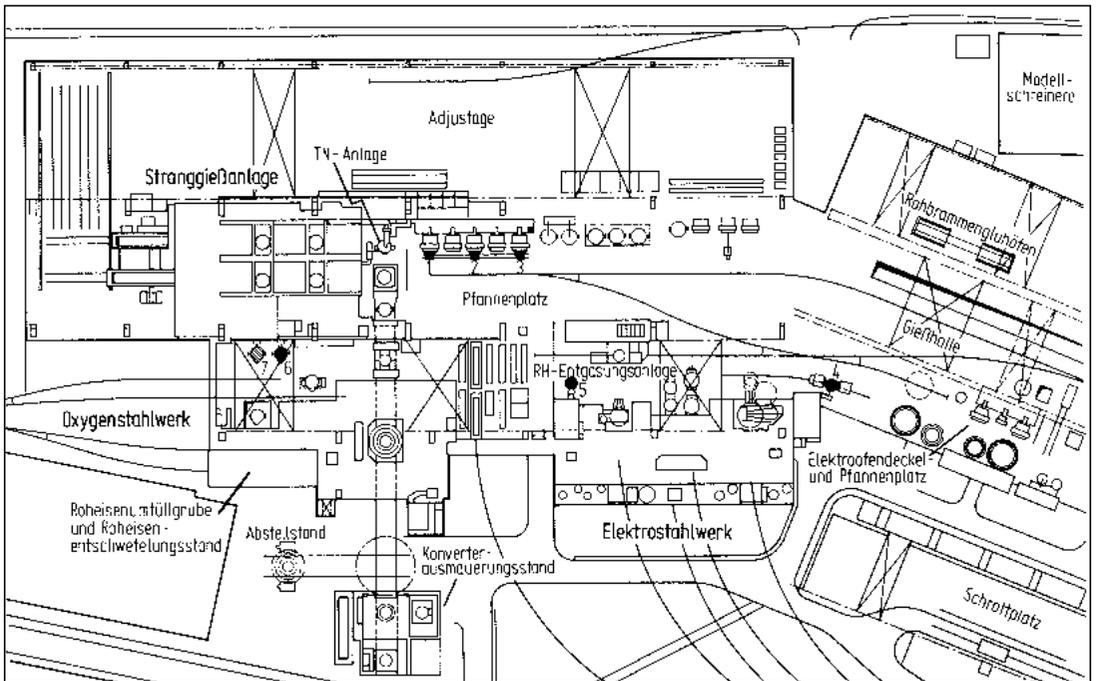
Zur Uhrmacherfamilie Möllinger: Knut Deutschle, Meister der alten Turmuhrwerke. Rockenhausen 1987. Hier S. 20–24 u. 38. – Ders., Die alten Turmuhrwerke. Rockenhausen 1989. Hier S. 57, 73, 76, 77.

#### BILDNACHWEIS

C. Peter, 1–11

Claus Peter

# DAS SCHICKSAL DES STAHLWERKS HENRICHSHÜTTE IN HATTINGEN



1. Grundriss des Stahlwerks der Henrichshütte.

Im Dezember 1987 wurden auf der 1854 konzessionierten Henrichshütte in Hattingen die beiden noch in Betrieb befindlichen Hochöfen ausgeblasen. Während ein Hochofen Wiederverwendung in China fand, wurde der zweite mit den zugehörigen Betriebsanlagen als Denkmal der Eisenhüttengeschichte in die Denkmalliste der Stadt eingetragen. Das Hochofenwerk gehört heute als Außenstelle zum Westfälischen Industriemuseum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

Als eines der ersten deutschen Hüttenwerke ging die Henrichshütte schon bald nach ihrer Gründung zu einem gemischten Betrieb der Eisen- und Rohstahlerzeugung über. Weil hier neben der Eisenerzeugung wichtige technologische Entwicklungen der Rohstahlproduktion und Weiterverarbeitung nachvollzogen werden können, rückte auch das Stahlwerk nach seiner Stilllegung im Jahre 1993 in das Interesse der Denkmalpflege.

**DIE BESTANDTEILE DES STAHLWERKS** Die gesamte Anlage besteht aus einem LD-Stahlwerk (Blasstahlwerk, das nach dem Linz-Donawitz-Verfahren, kurz LD-Verfahren, arbeitet) und einem Elektrostahlwerk, beide mit technischer Ausstattung, einer Stranggießanlage und dem einstigen Siemens-Martin-Stahlwerk, dessen Öfen allerdings nicht mehr existieren.

Maßgebend für die Planung des 1970 in Betrieb genommenen LD-Stahlwerks und für die Neuordnung der Elektrostahlerzeugung in den Jahren 1975/76 war der jährliche Rohstahlbedarf der Henrichshütte von 1,2 bis 1,5 Mio t einschließlich 200 000 bis 250 000 t Elektrostahl. Die 1967 in Betrieb gegangene Stranggießanlage sollte möglichst reibungslos mit rund zwei Dritteln der LD-Stahlmenge sowie einer Mehrzahl von Elektrostahlgütern bis zum rostfreien Material versorgt

werden. Für dicke und schwere Bleche benötigte man Rohbrammen bis 40 t, für Schmiedestücke Blöcke von 1 bis über 300 t Einzelgewicht, für Stahlformguss flüssige Stahlmengen von 30 bis über 400 t. Durch die nahe Zuordnung zum Siemens-Martin-Werk konnten nach dessen Stilllegung die Gießhalle und der Schrottplatz für die Neuanlagen weiter genutzt werden.

**DAS LD- ODER BLASSTAHLWERK** Aus Leistungs- und Verfahrensgründen erfolgte auf der Henrichshütte Ende der 1960er Jahre die Umstellung in der Rohstahlerzeugung vom Siemens-Martin-Verfahren auf das sogenannte LD-Verfahren. Am 3. Oktober 1970 konnte nach nur 18monatiger Bauzeit das LD-Stahlwerk in Betrieb genommen werden. Der Neubau umfasste im Wesentlichen die eigentliche Konverteranlage mit einem 150-t-Konverter, die Roheisenübergabe – das flüssige Roheisen wurde vom nahe gelegenen Hochofenwerk der Henrichshütte in Torpedopfannen zum Stahlwerk gebracht –, die Einsetz- und Abstichhalle, das Rauchschild, die außenliegende Entstaubungsanlage sowie die Verlängerung der wenige Jahre zuvor errichteten Stranggießhalle. 1972 erhielt das LD-Stahlwerk eine Konverter-Ausmauerungshalle und 1980 eine Legierungsanlage.

**DAS ELEKTROSTAHLWERK** Das zweite Standbein der Hattinger Rohstahlerzeugung bildete das Elektrostahlwerk. Schon Ende der 1950er Jahre arbeiteten auf der Henrichshütte ein 30- und ein 80-t-Elektrofen. Ihre räumliche Trennung, die technische Ausrüstung und die Umweltbestimmungen zwangen jedoch zu einer Neuordnung in diesem Bereich. 1975 wurde deshalb mit dem Bau eines neuen Elektrostahlwerks begonnen, dessen Inbetriebnahme 1976 erfolgte. Es schließt in einer Länge von 69 m



2. Blasstahlwerk. 2002.

östlich an das LD-Stahlwerk an und ist in drei Hauptbereiche gegliedert: die Ofenhalle, die Zuschlagstoffwirtschaft und die Entstaubungsanlage. Aus Gründen des Schallschutzes ist das Gebäude in einer Mehrschalenbauweise errichtet worden.

Ursprünglich standen in der Ofenhalle ein 40- und ein 100-t-Ofen. Beide Aggregate waren keine Neukonstruktionen, vielmehr vergrößerte man die beiden oben genannten Elektroöfen aus den 1950er Jahren und brachte sie auf den damals neuesten Stand der Technik. Der 100-t-Ofen wurde später nochmals auf 150 t vergrößert. Er ist heute noch erhalten. Der zweite Ofen, der 1989 zu einem 140-t-Pfannenofen umgebaut wurde, ist nach Stilllegung des Stahlwerks verkauft worden.

**DIE STRANGGIEßANLAGE** Den beiden stahlerzeugenden Betrieben – LD- und Elektrostahlwerk – waren drei Gießbetriebe nachgeschaltet: die Stranggießanlage, der Standgussbetrieb und der Stahlformguss. Etwa 60% des flüssigen Rohstahls wurden

über die Stranggießanlage und 40% als Stand- und Formguss in der Gießgrube des stillgelegten Siemens-Martin-Werkes abgegossen.

Die Stranggießanlage wurde 1966 gebaut und konnte am 15. Januar 1967 in Betrieb genommen werden. Die Anlage arbeitete über zwei getrennt abzugießende Stränge. Die höchste monatliche Produktionsmenge betrug nach Inbetriebnahme des LD-Stahlwerks und nach einigen Änderungen auf der Stranggießanlage im Oktober 1974 etwa 73.000 t. Bis zum Februar 1977 wurden insgesamt etwa 5 Mio. t Brammen als Vormaterial für das Blechwalzwerk erzeugt. Zwischen 1976 und 1979 erhielt die Stranggießanlage im Norden einen überdachten Lagerplatz: die Adjustage.

**DAS SIEMENS-MARTIN-STAHLWERK** Im September 1905 ging auf der Henrichshütte ein Siemens-Martin-Werk mit zunächst fünf Siemens-Martin-Öfen in Betrieb. Es hatte die für jene Zeit gewaltigen Ausmaße von 168 x 45 m und bestand aus der Ofen- und

Gießhalle, der Kernmacherei und der Formerei. In einem separat errichteten Gebäude wurde in zunächst sechs Generatoren Gas zur Beheizung der Siemens-Martin-Öfen erzeugt. Das Hauptgebäude erfuhr mehrere Erweiterungen in nordwestlicher wie in südöstlicher Richtung und zwar in den Jahren 1909/10, 1911/12, 1921/22, 1928/29 und 1956 und besaß zeitweise die enorme Länge von etwa 410 m. In der Halle arbeiteten neun Siemens-Martin-Öfen mit einer Kapazität zwischen 15 und 200 t.

Mitte bis Ende der 1970er Jahre musste für den Bau des Elektrostahlwerks, einer Entschwefelungsanlage und der Adjustage ein Teil der Ofen- und der Gießhalle des Siemens-Martin-Werkes abgebrochen werden. Zuvor waren bereits nach Inbetriebnahme des LD-Stahlwerks die Öfen, die Kamine und das Generatorhaus entfernt worden.

Von dem einstigen Siemens-Martin-Werk sind im Bereich der Gieß- und Ofenhalle folgende Bauabschnitte erhalten geblieben: Teile des Ursprungsbaus aus den Jahren 1904/05 sowie die Erweiterungen in südöstlicher Richtung von 1911/12, 1928/29 und 1956. Dem zweischiffigen und heute etwa 300 m langen Baukörper ist parallel zur Ofenhalle auf nahezu der gesamten Länge der alte Schrottplatz, der später vom LD- und vom Elektrostahlwerk weitergenutzt wurde, vorgelagert.

Das Siemens-Martin-Werk – der Ursprungsbau wie auch die Erweiterungen – ist im Wesentlichen in einer genieteten Stahl-Fachwerkkonstruktion errichtet. Das Hauptschiff, die Gießhalle, besteht im Dachbereich aus Dreiecksbindern, die von eingespannten Fachwerkstützen getragen werden. In der Gießhalle befinden sich noch Teile der Gießgruben und zwei übereinander angeordnete Laufbahnen für die verschiedenen Krane.

Das etwas niedrigere Seitenschiff, die ehemalige Ofenhalle, schließt mit einer vergleichbaren, jedoch einhäutigen Konstruktion an. Die Öfen und die einstige Ofenbühne fehlen. Im Bereich der rückwärtigen Ofenhalle sind an der Außenwand jedoch eine Rampe und Teile der einstigen Arbeitsbühne zur Beschickung der Öfen erhalten.

In den 1940er und 1950er Jahren wurde durch Herausnahme und Erneuerung von Stützen erheblich in das Wandgefüge von Gießhalle und Ofenhalle eingegriffen. Gründe hierfür mögen Kriegszerstörungen, aber auch die Möglichkeit des ungehinderten Quertransportes zwischen dem alten Teil und den nordöstlich an das Gießschiff angrenzenden Hallen gewesen sein.

#### VERFAHREN ZUR STAHLERZEUGUNG UND DIE BEDEUTUNG DES STAHLWERKS HENRICHSHÜTTE

Generell beruhen die Verfahren zur Herstellung von Stahl über die Flüssigphase auf dem Frischen des im Hochofen erzeugten Roheisens, das aufgrund seiner Begleitelemente spröde und brüchig ist und deshalb nicht geschmiedet oder gewalzt werden kann. Unter „Frischen“ verstehen die Hüttenleute seit dem frühen Mittelalter das Entfernen dieser Begleitelemente, zu denen neben einem hohen Kohlenstoffgehalt auch Mangan, Silicium, Phosphor und andere gehören. Dabei werden die Begleittstoffe oxidiert und entweichen entweder gasförmig oder schwimmen als Schlacke von festen Oxiden auf dem flüssigen Stahl. Das Frischen erfolgte im Laufe der Zeit mit Hilfe unterschiedlicher, immer wieder verbesserter Verfahren, wobei verschiedene Frischmittel eingesetzt werden,

wie Feuerungsgase, Erze (sauerstoffhaltig) oder Sauerstoff. Die Verfahren entwickelten sich vom Frischfeuerverfahren des Mittelalters über das Puddelverfahren, die Windfrischverfahren (Bessemer- oder Thomasverfahren), das Siemens-Martin-Verfahren, das Elektrostahlverfahren bis zu den heute meist angewandten Sauerstoffaufblasverfahren, wie das LD-Verfahren.

Im Folgenden werden die Stahlerzeugungsverfahren beschrieben, die im Stahlwerk der Henrichshütte zur Anwendung kamen. Die Reihenfolge orientiert sich nicht an ihrer technikgeschichtlichen Entwicklung, sondern an ihrer Bedeutung für das Denkmal. Zusätzlich wird das Stranggießen erläutert, das zur Weiterverarbeitung des Rohstahls im Stahlwerk diente.

**DAS LD-VERFAHREN**, ein Sauerstoffaufblasverfahren Im Unterschied zu den Windfrischverfahren, bei welchen zur Verbrennung des Kohlenstoffs und vor allem des Siliciums und Phosphors Luft durch Düsen im Konverterboden in das Eisenbad geblasen wird, wird beim Sauerstoffaufblasverfahren technisch reiner Sauerstoff durch eine wassergekühlte Lanze von oben auf das flüssige Roheisen geblasen. Der Frischprozess beim LD-Verfahren verläuft sehr schnell, so dass eine große Stundenleistung erzielt werden kann. Benannt wurde das LD- oder Linz-Donawitz-Verfahren nach den Standorten der beiden Werke, die das Verfahren bis zur Betriebsreife entwickelten: die Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke (VÖEST) in Linz und die Österreichische Alpine Montangesellschaft (ÖAMG) in Donawitz. Das erste Stahlwerk der Welt, das nach diesem Verfahren arbeitete, war das mit zwei 30-t-Konvertern ausgestattete Linzer LD-Stahlwerk. Es nahm am 27. November 1952 die laufende Produktion auf. Am 22. Mai 1953 wurde die erste Schmelze im Donawitzer LD-Stahlwerk erblasen.

Die LD-Stahlwerke in Linz und Donawitz bildeten die Ausgangspunkte für weltweit achtzehn Sauerstoffaufblasstahlwerke, die in der Zeit bis 1960 errichtet wurden. Hiervon befanden sich zwei in Deutschland, und zwar in Witten, Gussstahlwerk Witten, und in Bochum, Gussstahlwerk Bochumer Verein AG. Beide wurden im Jahre 1957 in Betrieb genommen. Sie sind jedoch nicht erhalten.

Das LD-Verfahren gilt in der Stahlproduktion neben der Entwicklung des Stranggusses als grundlegende technologische Revolution. Benötigten die bis dahin verwendeten Schmelzaggregate für die Umwandlung von Roheisen in Stahl acht bis zwölf Stunden, konnten in den LD-Konvertern Stahlmengen bis etwa 350 t in 30 Minuten erzeugt werden. Das LD-Verfahren sowie der Strangguss ermöglichten bereits 1997 den jährlichen Bedarf an walzbarem Rohstahl von nahezu 750 Mio. t abzudecken. Inzwischen wurde die Produktionskapazität weltweit auf über eine Milliarde Tonnen pro Jahr angehoben.

Vor diesem Hintergrund handelt es sich bei dem 1970 in Betrieb genommenen und in seinen wesentlichen Teilen erhaltenen LD-Stahlwerk der Henrichshütte um ein hochrangiges Industriedenkmal für die Dokumentation der bahnbrechenden und richtungweisenden Entwicklung des Sauerstoffaufblasverfahrens. Technikgeschichtlich von Bedeutung ist auch die Ausstattung des LD-Stahlwerks mit einer Schrottvorbereitungslanze, die seinerzeit in dieser Form zwar bereits in verschiedenen Stahlwerken der USA mit Erfolg erprobt worden war, jedoch im LD-Stahlwerk der Henrichshütte erstmalig in Europa eingesetzt wurde.



3. Gießhalle in dem Siemens-Martin-Stahlwerk. 2002.

**DAS ELEKTROSTAHLVERFAHREN** (Lichtbogen-Schmelzverfahren) Die Stahlerzeugung in elektrischen Öfen begann bereits vor dem Ersten Weltkrieg. Das Frischen erfolgt hierbei während des Einschmelzens der Beschickung (Roheisen und Schrott) durch Zugabe von Eisenerz oder zur Beschleunigung durch das Einleiten von Sauerstoff. Elektrostahl wird in erster Linie in einem Elektro-Lichtbogenofen hergestellt. Die Wärme wird durch einen Lichtbogen erzeugt, wobei der Strom auch durch das Eisenbad hindurchgeht und sehr hohe Temperaturen erzeugt. Elektrisch beheizte Öfen eignen sich besonders zum Erschmelzen und Vergießen von Stahl und Metallen unter Vakuum und erzeugen Qualitätsstähle von großer Reinheit. Der Lichtbogenofen wurde von dem Franzosen Paul Héroult entwickelt und kam in Deutschland erstmals 1906 bei den Glockenstahlwerken Richard Lindenberg in Remscheid-Hasten zur Anwendung.

Eine der Hauptaufgaben des Hattinger Stahlwerks bestand darin, den vielfältigen Anforderungen der nachgeschalteten Betriebe hinsichtlich Losgröße, Qualität und Legierungszusammensetzung nachzukommen. Eine besondere Spezialität waren dabei die sogenannten Kombinationsschmelzen. Hierbei wurde einer Grundschmelze aus dem LD-Konverter eine flüssige Legierung aus dem Elektroofen zugegeben.

**DAS SIEMENS-MARTIN-VERFAHREN** Beim Siemens-Martin-Verfahren erfolgt das Frischen durch die in die Schmelze geleiteten Flammgase und durch die Zugabe von Schrott mit dem ihm für gewöhnlich anhaftenden Rost (Eisen-Sauerstoffverbindung). Das Verfahren ist eine Weiterentwicklung der Arbeitsweise im Puddelofen mit dem Unterschied, dass die Temperatur im Ofen auf 1600 bis 1700°C gesteigert wird. Der Siemens-Martin-Ofen ist zu diesem Zweck meist mit der Siemensschen Regenerativfeuerung kombi-

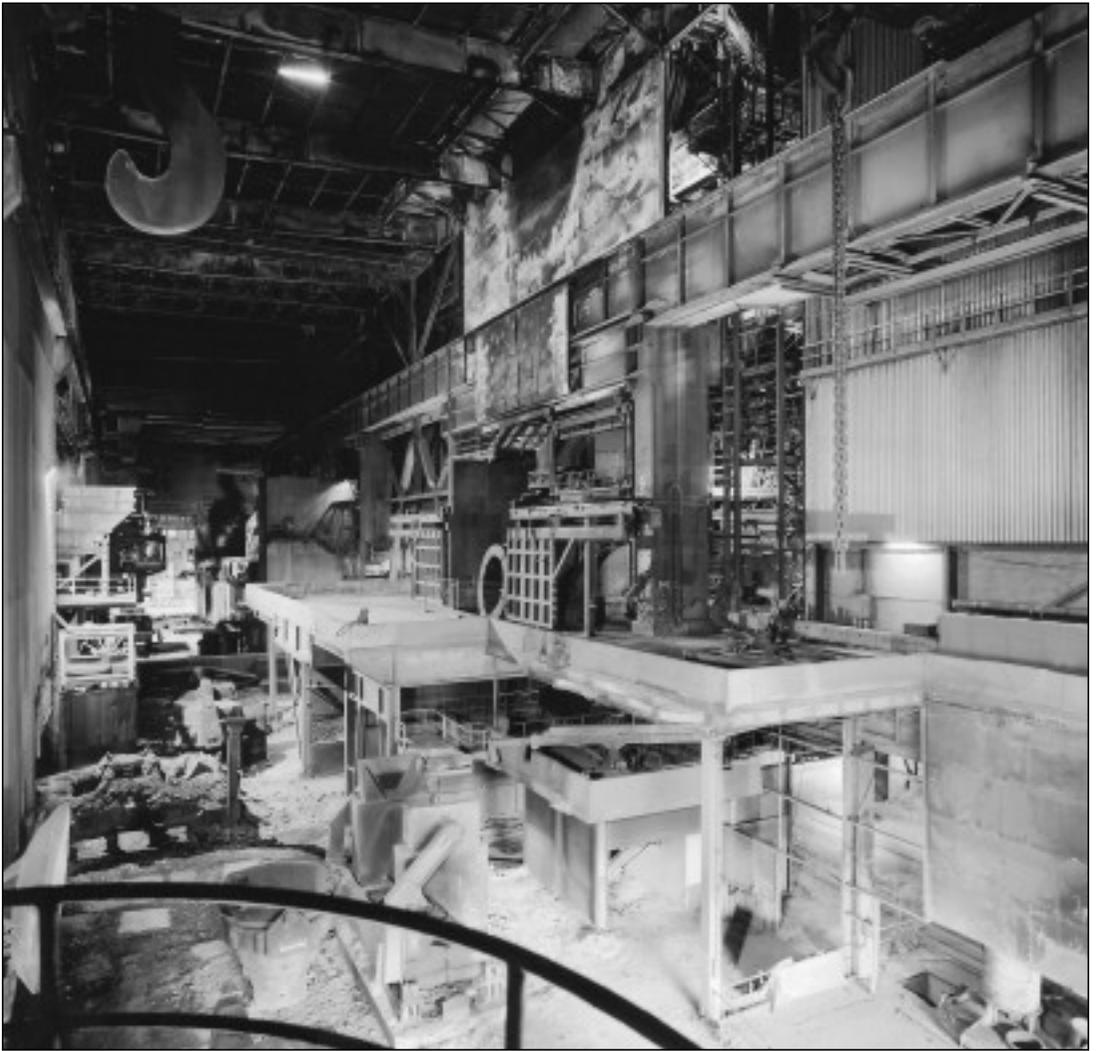
niert, durch die in einer Regenerationskammer, die sich unterhalb des Ofens befindet, die gasförmigen Brennstoffe durch die Abgase aus dem Ofen bis auf etwa 1000°C vorgewärmt werden können.

Das Siemens-Martin-Verfahren wurde 1864 von dem deutschen Techniker Wilhelm von Siemens und dem französischen Hüttenfachmann Pierre Martin entwickelt. Im Gegensatz zum Konverter-Verfahren benötigt der Siemens-Martin-Prozess nicht unbedingt verflüssigtes Einsetzmaterial. Es lassen sich deshalb nicht nur alle Sorten Roheisen verwenden, sondern auch Stahlabfälle und Schrott.

Der Siemens-Martin-Ofen ist damit der ideale Schrottverwerter. In Hüttenwerken wie der Henrichshütte, die ein umfangreiches Produktionsprogramm erfüllten, konnten mit diesem Verfahren der eigene Rücklaufschrott sowie Gießabfälle und Fehlchargen verarbeitet werden. Erst mit steigendem Anteil der Strangusserzeugung, der 1980 bei Auslaufen des Siemens-Martin-Verfahrens in der BRD etwa 50% betrug, ging die Menge des Rücklaufschrotts deutlich zurück. In Westeuropa wurde das Siemens-Martin-Verfahren inzwischen durch Sauerstoffaufblasverfahren verdrängt.

Auch wenn die ursprüngliche Ausstattung des Hattinger Siemens-Martin-Werkes nicht mehr vorhanden ist, sind an den baulichen Anlagen Merkmale eines Siemens-Martin-Werkes abzulesen: Der große, der Ofenhalle vorgelagerte Schrottplatz weist auf die wesentliche Neuerung des Siemens-Martin-Verfahrens, die Schrottverwertung, hin. Die Arbeitsbühne an der Ofenhalle sowie Bauspuren im Innern markieren die Lage der einstigen Ofenbühne. Die vorhandenen Gießgruben definieren die Funktion des Hauptschiffes, das auch nach Stilllegung des Siemens-Martin-Werkes durch das LD- und das Elektrostahlwerk weiter als Gießhalle genutzt wurde.

Bei dem Hattinger Siemens-Martin-Werk handelt es



4. Konverterhalle im LD-Stahlwerk. 2003.

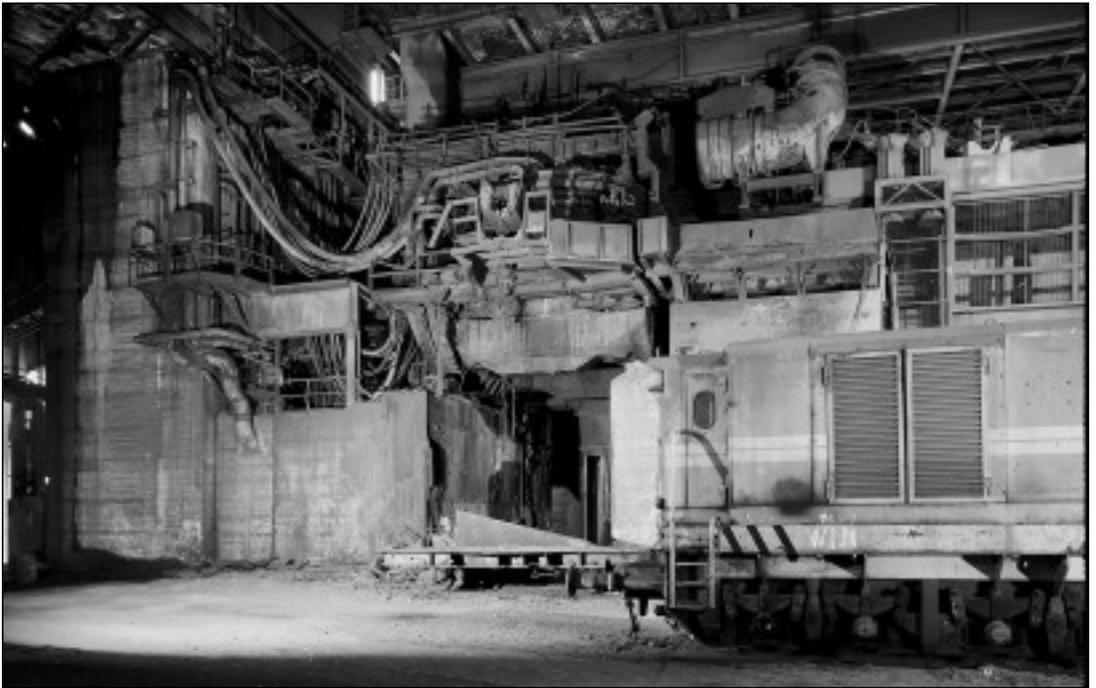
sich um eine der letzten erhaltenen baulichen Anlagen dieser Art in Nordrhein-Westfalen. Ein weiteres Werk aus dem Jahre 1954 existiert in Duisburg-Huckingen. Es verfügt aber ebenfalls nicht mehr über die technische Ausstattung. Als letztes und einziges Unternehmen der BRD besaß das Stahl- und Walzwerk Brandenburg an der Havel noch ein intaktes Siemens-Martin-Werk, das jedoch 1993 stillgelegt wurde. Die Entscheidung für eine Erhaltung des vermutlich letzten Siemens-Martin-Ofens in Westeuropa war dort zugleich Auslöser für den Aufbau des Industriemuseums Brandenburg.

**DER STAHLSTRANGGUSS** Neben dem LD-Verfahren war die Entwicklung des Stahlstranggusses und seine großtechnische Anwendung die zweite grundlegende technologische Revolution in der Stahlproduktion. Stranggießen bedeutet das kontinuierliche Gießen von Metall zu Strängen. Das flüssige Metall wird dabei in eine Kokille (Gussform) mit Wasserkühlung gegossen, aus der der erstarrende Strang abgezogen wird. Im Wesentlichen werden zwei unterschiedliche Endabmessungen der Gießanlagen unterschieden: kleine Formate für Langprodukte, sog. Knüppel, und rechteckige, volumenmäßig größere Formate für Flachprodukte, sog. Brammen. Beim Stahlstrangguss ging die Entwicklung von der ursprünglich vertikalen Anordnung (sog. Strangguss-Türme, die eine Höhe von 30 m erreichen konnten)

über die Abbiegeanlage 1956 zur Bogenanlage, bei der die Stränge im halberstarten Zustand in die Horizontale umgelenkt werden. Für Brammenanlagen – wie in Hattingen – ist zudem das Sequenzgießen, bei dem mehrere Schmelzen hintereinander ohne Unterbrechung abgegossen werden, von Bedeutung. Auf diese Weise können sehr lange Stränge in gleichbleibender Qualität erzeugt und damit Anfangs- und Endschrott verringert werden.

1949 und 1952 gingen die ersten, von dem Amerikaner Irving Rossi (1889-1991) geplanten Stahlstranggießanlagen bei Allegheny Ludlum Steel in Watervliet NY, USA, und bei Atlas Steels Ltd. in Welland/Ontario, Canada, in Betrieb. 1954 brachte Rossi, der maßgeblich an der Entwicklung des kommerziellen Stranggusses beteiligt war, die gewonnenen Betriebserfahrungen nach Europa und gründete die Concast AG in Zürich. Nach großer Skepsis der Stahlindustrie setzte sich das Strangguss-Verfahren weltweit etwa ab 1963 durch.

Die Hattinger Stranggießanlage aus den Jahren 1966/67 gehört – nach Pilotanlagen in Dillingen (Concast-Anlage, Bj. 1961) und Duisburg-Huckingen (Bj. 1962) – mit zu den ersten Anlagen dieser Größe in Deutschland. Nachdem die Anlagen in Dillingen und Huckingen nicht mehr existieren, ist sie vermutlich die älteste erhaltene Anlage in Deutschland, die das Strangguss-Verfahren in großtechnischer Weise darstellt.



5. Elektroöfen. 2003.

**DAS SCHICKSAL DES STAHLWERKS** Von vornherein kollidierten die Überlegungen zur Erhaltung des Stahlwerks mit den Planungsabsichten der Stadt Hattingen, auf diesen und auf bereits abgeräumten Flächen der ehemaligen Henrichshütte einen Gewerbe- und Landschaftspark einzurichten. Auch die hochrangige und technikgeschichtlich vielfältige Bedeutung des Objektes sowie der inhaltliche Zusammenhang mit der benachbarten Hochofenanlage des Westfälischen Industriemuseums änderten an der Einstellung der Stadt nichts. Ein erster Abschnitt des Projektes Gewerbe- und Landschaftspark war außerdem zu jenem Zeitpunkt in Kooperation mit dem Grundstücksfond Nordrhein-Westfalen bereits realisiert. Ein weiterer befand sich in der Durchführung, zum Teil unter Einbeziehung von Qualifizierungsprojekten des Bildungswerkes Hattingen-Witten. Die Stadt drängte deshalb auf den Abriss des Stahlwerks. Im Herbst 2000 rief jedoch zunächst das Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen über den Grundstücksfond einen Experten-Workshop zur Klärung möglicher wirtschaftlich tragfähiger Nachnutzungen der Stahlwerksgebäude ins Leben. Die Expertengruppe sollte in Abgrenzung zu dem vorhandenen, durchgeplanten und finanzierten Abrisszenario Alternativen untersuchen, die eine Nachnutzung der bestehenden denkmalwerten Gebäude bei ihrem teilweisen oder vollständigen Erhalt ermöglichen.

Von den untersuchten Möglichkeiten verdichtete sich die Nutzungsidee „Fair Mart“: ein Zentrum für Schau- steller mit einem historischen Jahrmarkt, einem Markt- und Schau Stellermuseum, Schau Stellermwerkstätten, dem Varieté André Eisermann und einer Hattinger Winterkirmes. Dieses Projekt wurde jedoch von Vertretern der Stadt nicht uneingeschränkt positiv bewertet. Außerdem bestand ein über den im Erhaltungsfall einsparbaren Anteil der bereits bewilligten Abbruchkosten hinausgehender zusätzlicher Fördermittelbedarf.

Die Möglichkeit, das Objekt als Ergänzung des Hoch-

ofenwerks ebenfalls ins Westfälische Industriemuseum zu übernehmen, wurde aufgrund der wirtschaftlichen Situation des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe von vornherein ausgeschlossen. Ebenso wenig stand zur Debatte, die Anlage ganz oder teilweise „einzumotten“, um dann zu einem günstigeren Zeitpunkt über ihr Schicksal entscheiden zu können.

Am 1. 2. 2002 gab der für Denkmalpflege zuständige Minister anlässlich einer Pressekonferenz im Landtag den beschlossenen Abbruch des Stahlwerks bekannt. Der Erhalt sei wirtschaftlich nicht tragfähig. Auch die Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, deren Aufgabe die Übernahme von Industriedenkmalern in ihr Eigentum bis zur Klärung der weiteren Verwendung der Objekte ist, sei finanziell mit dieser Aufgabe überfordert. Mit dem Abbruch werde zudem Raum für die Ansiedlung von Arbeitsplätzen der mittelständischen Wirtschaft geschaffen.

Für den Abbruch hatte sich das Ministerium allerdings etwas ganz Besonderes ausgedacht: Die Henrichshütte solle nicht „blind“ abgebrochen werden sondern man wolle „ein Rückbaukunstwerk im Sinne eines Dekonstruktionsprozesses“. Den „einmaligen Weg der Transformation dieses Industriegiganten“ sollte das niederländische Planungs- und Architekturbüro Office for Metropolitan Architecture (OMA) unter der Leitung von Rem Koolhaas begleiten.

Besonders die Bereiche des LD-Stahlwerks und der Stranggießanlage wollte man vor ihrem Abbruch künstlerisch aufbereiten und für gewisse Zeit erstmals der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Da der Denkmalwert des Stahlwerks unbestritten ist, erfolgte im März 2002 die Eintragung in die Denkmalliste der Stadt Hattingen. Einen Monat später erging bereits die Teilabbruchgenehmigung für das Siemens-Martin-Werk. Da die Mittel für das geplante „Rückbaukunstwerk“ fehlten, folgte im August 2003 auch die Genehmigung für den Abbruch des LD- und des Elektrostahlwerks einschließlich der Stranggießanlage. Sobald das Denkmal umfassend dokumentiert ist, beginnen in Kürze die Abbrucharbeiten.



6. Stranggießanlage. 2003.

Mit dem Stahlwerk verlieren wir nicht nur ein hochrangiges Industriedenkmal. Während die Eisenerzeugung in der BRD durch den Erhalt einer Reihe von Hochöfen und Hochofenanlagen repräsentativ dokumentiert ist – neben der Henrichshütte zählen hierzu die Werke in Völklingen, Duisburg-Meiderich und Neunkirchen sowie das Hochofenwerk Phoenix in Dortmund-Hörde –, ist es bislang nicht gelungen auch die industrielle Stahlerzeugung und Weiterverarbeitung als Denkmal im Bestand zu erhalten. Die Chancen hierzu sind in Deutschland mittlerweile gering. Um so größer ist der Verlust des Stahlwerks Henrichshütte, weil hier die Möglichkeit bestanden hätte, in Verbindung mit dem Hochofenwerk auf vergleichsweise engem Raum den gesamten Produktionsablauf der industriellen Eisen- und Stahlproduktion von der Gewinnung des Roheisens im Hochofen, über die Stahlerzeugung im LD-Konverter und Elektroofen sowie die Weiterverarbeitung in der Stranggießanlage anschaulich zu erhalten. Die wohl letzte Chance einer umfangreichen Dokumentation bietet jetzt nur noch die Maxhütte in Sulzbach-Rosenberg, zu der neben einem Hochofen auch ein kleines Stahlwerk, eine Stranggießanlage und ein Walzwerk gehören. Obwohl als Denkmal ausgewiesen ist aber auch ihre Erhaltung bis jetzt nicht gesichert.

#### QUELLEN

Rede von Minister Dr. Michael Vesper anlässlich der Pressekonferenz „Henrichshütte Hattingen“ am 1. 2. 2002 im Landtag NRW. – Workshop zu Nachnutzungsmöglichkeiten des Stahlwerkes Hattingen. Dokumentation, LEG Standort- und Projektentwicklung. April 2001. – Bauunterlagen aus dem Planarchiv der Henrichshütte.

#### LITERATUR

Karin Dahm-Zeppenfeld, Feuerarbeit: Bilder aus der Dortmunder Hüttenindustrie 1850–1950. Teil 1: Der Arbeitsplatz des Hüttenmanns. Hg. Robert Laube, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum. Essen 1998. – Ein Jahrhundert Henrichshütte Hattingen, 1854–1954. Hg. Ruhrstahl

Aktiengesellschaft. Darmstadt 1954. – Walter E. Gantenberg, Chronik der Henrichshütte, Zur Geschichte eines gemischten Hüttenwerkes an der mittleren Ruhr, WEG-ARCHIV für Regional-, Bergbau- und Industriegeschichte, Bochum (unveröffentlicht). – Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. Hg. Verein Deutscher Eisenhüttenleute. Düsseldorf 1923. – Gerhard Riedel, Der Siemens-Martin-Ofen. Verlag Stahleisen mbH, Düsseldorf 1994. – Karl Roesch, 3500 Jahre Stahl. Geschichte der Stahlerzeugungsverfahren vom frühgeschichtlichen Rennfeuer der Hethiter bis zum Sauerstoffaufblasverfahren. Hg. Deutsches Museum. R. Oldenbourg Verlag GmbH, München 1979. – A. Heinrich Tanner, Revolution der Stahlindustrie, Strangguss, Verlag Neue Zürcher Zeitung. Zürich 1997. – Brockhaus, Naturwissenschaften und Technik, Wiesbaden 1983. – Otto Därmann/Dirk Springorum/Jochen Metzging, Das neue Blasstahlwerk der Rhein Stahl Hüttenwerke AG in Hattingen, in: Stahl und Eisen, Jg. 91, Heft 21, 1971, S. 1232ff. – Die Rohstahlerzeugung der Henrichshütte, in: Hütten Spiegel 4/1977, S. 4f. – Die Stahlgießerei der Henrichshütte, in: Hütten Spiegel 12/1977, S. 4f. – Rolf Höhmann, Denkmale der Eisen- und Stahlerzeugung, Ein kurzer Überblick, in: industrie-kultur. 1/2003, S. 6f. – Rolf Höhmann, Maxhütte Sulzbach-Rosenberg, in: industrie-kultur. 1/2003, S. 12f. – Hans Jörg Köstler, Der Weg zur Stahlerzeugung nach dem Sauerstoffaufblas-(LD-)Verfahren, in: Blätter für Technikgeschichte, 59. Heft, Wien 1997, S. 9ff. – Robert Laube/Olaf Schmidt-Rutsch, Stahlwerk Henrichshütte oder: Umständlicher Versuch eines kurzen Abrisses der Stahlerzeugung und ihrer Geschichte in Hattingen, in: industrie-kultur. 1/2003, S. 9ff. – Neues Blasstahlwerk der Rhein Stahl Hüttenwerke AG, in: Stahl und Eisen, Jg. 90, Heft 25, 1970, S. 1465.

#### BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 2, 3 (Astrup). – Thyssen-Krupp Stahl AG: 4–6. – Reproduktion (aus: Stahl und Eisen 1979. S. 14): 1.

Berichtsstand Januar 2004.

Mit den Abbrucharbeiten wurde im März begonnen.

Imme Wittkamp

## VICTORIA! DIE ORGEL IST DA! DIE RESTAURIERUNG DES OSTÖNNER KLANGDENKMALS

GESCHICHTE DER ORGEL *So habe ich hier einige Regeln zum Bau und zur Verbesserung der Orgel zusammengebracht, die das vornehmste Musikinstrument ist, da sie die meisten Stimmen, sechs oder sieben, die von einem Menschen gleichzeitig gespielt werden können, wiederzugeben vermag,* schreibt Anno 1511 der Pfalzgräfliche Organist Arnold Schlick im Privilegium seines *Spiegels der Orgelmacher und Organisten*.

Als der blinde Schlick diese Zeilen seines Lehrbuchs über den Orgelbau verfasst, steht die später nach Ostönnen verkaufte gotische Orgel noch in der Kirche Alt St. Thomä in der reichen Hansestadt Soest. Vom weiteren Schicksal der Translozierung im Jahr 1722 kündigt denn auch die jetzt unter Mithilfe von Hannes Demming aus Münster entzifferte Inschrift auf dem linken Medaillon des barocken Gehäuseoberbaus:

ForstMann

IVnlor non sblI sIC strVlt

organon ILLVD

CoetVs ThoManVs VenDIt

et hIC refoVet

(Forstmann der Jüngere lässt nicht für sich dieses Orgelwerk so errichten. Die Thomasgemeinde verkauft es, und dieser [Forstmann] erweckt es zu neuem Leben.)

Dieses Werk, das noch 1586 von Meister Bartholdus wieder hergestellt und um die Register Trompete und Gedackt unter Verwendung von Pfeifenmaterial des Bestandes erweitert worden war, ist aktenkundig *so derbhaft und baufällig* gewesen, *daß es ohne große Kosten nicht konnte gebessert werden, und gleichwohl ein alt werck geblieben, derhalben die zeitige Lohnherren den schluß faßeten, dieselbe zu verkaufen, und eine neue wohlklingende verfertigen zu lassen* (Gocke, S. 17). Auftragnehmer für den Abbau der alten Orgel und Bau der neuen Orgel in St. Thomä als auch Umbau der alten Orgel aus St. Thomä für die romanische Dorfkirche in Ostönnen ist Johann Patroclus Möller aus Lippstadt gewesen. Nach Translozierung und Umbau wurde die Orgel in Ostönnen *1722 solemniter beschmaust und eingeweiht in praesentz des gantzen Magistrats* (von Soest) (Schönstedt, S. 37). Anlässlich der Einweihung begann der junge Pastor seine Festpredigt mit dem Ausruf: *Victoria! Die Orgel ist da* (Gocke, S. 23).

PFEIFENWERK Das Orgelwerk umfasst im technischen Bestand die Register in der Abfolge ihrer Aufstellung auf der Lade: Prästant 8“, Gedackt 8“, Octav 4“, Quinte 3“, Superoctav 2“, Mixtur 4f (2“, 1 1/3“, 1“, 2/3“), Sesquialtera 2f (1 3/5“, 1“) und Trompete 8“. Das Fußmaß gibt die Länge der tiefsten Pfeife im jeweiligen Register an, ein Fuß entspricht etwa 30 Zentimetern. Stehen, wie bei der Mixtur, mehrere Pfeifen über einer Tonkzelle, so wird dies durch die Adjektion 4-fach charakterisiert.

Ihr Tonumfang reicht im Manual von C, D–c<sup>3</sup>, im angehängten Pedal von C, D–g.

Ursprünglich ist sie vermutlich als Blockwerk von 6–7 Registern konzipiert worden. Der Terminus Blockwerk bedeutet, dass beim Anspiel einer Taste alle auf der Tonkzelle stehenden Pfeifen angesprochen ha-

ben, mithin keine Mischung einzelner Klangfarben möglich ist. Zehn von zwölf Pfeifenreihen, so hat die Untersuchung durch den Organologen Koos van de Linde aus Belgien erbracht, stammen im Bestand überwiegend aus der Gotik. Das sind 326 Pfeifen.

Bis auf die Register, die von Meister Bartholdus hinzugefügt worden sind, *der darüber aber verstorben, deßwegen ein anderer das werck volführen müssen* (Gocke, S. 5), sind alle in der Orgel befindlichen Registerpfeifen als zylindrisch offene Labialpfeifen in Prinzipalmensur, das heißt in mittlerer Weite gebaut. Die ältesten Pfeifen sind erkennbar an den eigentümlichen Formen der Ober- und Unterlabien, der Ober- bzw. Unterlippen, der flötenartig konstruierten Pfeifen. Besonders bei den Prospektpfeifen beeindruckt die spitzbogigen Oberlabien und die Unterlabien in Kielbogenform. Die größeren gotischen Pfeifen der übrigen Register haben spitz angerissene Ober- und rund angerissene Unterlabien. Dieselbe letztere Form der Pfeifenmünder lässt sich auch bei den Pfeifen des einzigen gedeckt gebauten, zylindrischen Metallregisters, des Gedacks von Bartholdus, feststellen. Dieser Orgelbauer hat freilich die Zusammensetzung der Legierung und die Bearbeitung geändert, seine Pfeifen haben eine unregelmäßigere Oberfläche und einen leicht bläulichen Metallschimmer. Die Zusammensetzung des Metalls und auch des leicht glänzenden Überzugs der ältesten Pfeifenregister sollen noch durch Materialanalysen im Labor festgestellt werden. Auch die Analyse eines in der Pfeifenwandung entdeckten Einschlusses steht noch aus; dieser soll Aufschluss über das Gießverfahren bieten, das als Guss im Lehmbeet vermutet wird.

Das einzige Zungenregister der Orgel, die Trompete 8“ mit konischen Aufsätzen, ist leider bei der letzten Restaurierung in seinen wesentlichen Bestandteilen der Kehlen und Zungen verloren gegangen. „Kehle und Zunge werden von einem Keil im Kopf der Zungenpfeife in Position gehalten, auf diesem sitzt der Schallbecher“. (Meister, S. 34) Der Ton einer solchen Pfeife entsteht dadurch, dass bei einströmender Luft die Zunge periodisch auf die Kehle aufschlägt. Die Orgelbauwerkstatt West hat diese fehlenden Bestandteile nach dem Vorbild der Orgel in Üttum von 1529 rekonstruiert.

Die von Möller 1722 ergänzend unter Beibehalt der vorhandenen Register eingebauten 91 Pfeifen sind an ihren durchweg runden Labienformen und den Signaturen erkennbar. Die heutige Disposition der Orgel stammt aus dem Umbau durch Johann Patroclus Möller.

Für das 18. Jahrhundert sind nur kleinere Reparaturen nachgewiesen. Archivalisch belegt sind Eingriffe in das Pfeifenwerk erst wieder für das Jahr 1824 durch Dreymann. Diese Quelle gibt auch den Hinweis, dass die Orgel ein Zymbelregister besessen hat, dessen noch brauchbares Material durch Dreymann der dreifachen Mixtur zugefügt worden ist. Im Übrigen stammt die Superoctav 2“ vollständig von diesem Orgelbauer (Archivalienauswertung Hannalore Reuter).

WINDLADE Die massive Lade, auf der das Pfeifenwerk steht, ist aus drei miteinander verleimten 60 mm starken Eichenbohlen konstruiert. Sie hat eine Länge



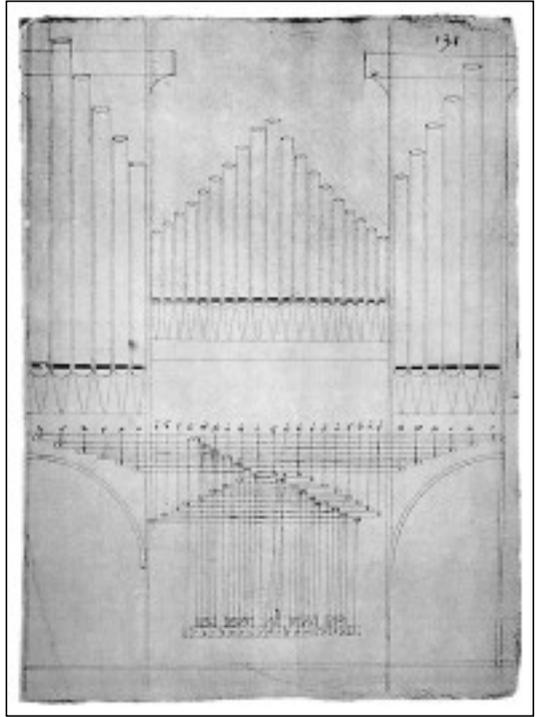
1. Zustand der Orgel nach der Restaurierung 2003.

von 3,30 m und eine Breite von 0,53 m. 45 Tonkammern sind in die Bohlen gebohrt worden, drei kamen mit vergrößertem Tonumfang später hinzu. Das Eichenholz der Lade wie auch einiger im Gehäuse zweitverwendeter windführender Teile lässt sich dendrochronologisch dem Fällzeitpunkt des beginnenden 15. Jahrhunderts (1416/1410) zuordnen (Dendrochronologie: Hubert Michael). Außer dem einzigartigen Pfeifenbestand und der Bohlenlade sind auch die erhalten gebliebenen geschmiedeten Ventilsfedern aus Messing, teils mit Signaturen, technische Kunstwerke der Erbauungszeit.

Diese Federn halten die hölzernen Ventile unterhalb der Tonkammern in ihrer Position. Nur acht Ventilsfedern aus Phosphorbronze mit Ösen sind neuerer Entstehungszeit. Die ursprünglichen Federn sind bis heute elastisch und voll funktionsfähig geblieben. An der Windlade sind zahlreiche spätere Eingriffe in Form von Bohrungen und Verdübelungen erkennbar; deren Analyse soll einer geplanten wissenschaftlichen Arbeit vorbehalten bleiben. Die aktuell abgeschlossene Restaurierung des Instrumentes ist von 2001 bis 2003 von der Orgelbauwerkstatt Rowan West durchgeführt worden.

**REGISTERSTEUERUNG UND SPIELTRAKTUR** Entsprechend dem durch Arnold Schlick 1511 dargelegten Stand der Technik muss die Orgel bald mit einer Registersteuerung versehen worden sein, die die noch im Bestand befindlichen Schleifen zwischen Lade und Pfeifenstöcken von den Längsseiten her durch Schwerter angesteuert hat. Quinte, Superoctav (vormals Zimbel), Octave und Praestant sind von der einen, Sesquialtera, Mixtur und Trompette von der gegenüberliegenden Seite der Bohlenlade aus bedient worden. Unter Zugrundelegung welcher Hebelsysteme und Kraftumlenkung diese Steuerung von Registerknopf bis Schleife funktioniert hat, ist bislang nicht zu rekonstruieren. Heute greift die Registersteuerung der Schleifen von den kurzen Seiten (C Seite, Trompette geteilt Cis Seite) an. Die Verwendung der unterschiedlichen Klangfarben beim Orgelspiel in Ostönnen geschieht durch das Herausziehen der horizontal über dem Spieltisch oberhalb des Notenpults angeordneten Zugknöpfe, deren Registerzugehörigkeit auf dem Staffeltisch mit alten Pergamentzetteln beschriftet ist. Hinter der Zugstange wird die Mechanik mit Hilfe liegender Winkel, die auf einem diagonal unter der Lade und das Wellenbrett durchstoßenden Balken angebracht sind, zu der C Seite der Lade zu den Registerschleifen geführt. Nur das geteilte Trompetenregister wird hälftig auch von der gegenüberliegenden Cis Seite angesteuert.

Da das jahrhundertalte Instrument durch das Spiel naturgemäß bei den beweglichen Teilen einem Verschleiß unterliegt, sind Registerzüge und Spielmechanik jünger und dem ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert zuzuordnen. Archivalisch nachgewiesen sind Erneuerungen der Mechanik durch Dreymann, dem der Gutachter Engelhardt im Abnahmeprotokoll vom 26. Oktober 1824 bescheinigt: *Der Windkanal ist angelegt, auch sind die Wellenzapfen oder Haken und Abstracten von gutem Messingdraht vorzüglich gearbeitet und sehr gut befestigt.* (Acta wegen Reparatur der Kirchen-Orgel zu Ostönnen 1824) *Presbyteriumsprotokolle erwähnen den Einbau einer neuen Spielmechanik im Jahre 1888 und den einer neuen Klaviatur im Jahre 1892* (Dokumentation des Orgelsachverständigen Helmut Fleinghaus, S. 1).



2. Die Planzeichnung der Orgelspielmechanik des Henri Arnault de Zwolle aus dem 15. Jahrhundert.

Die zitierten Archivalien aus den Jahren 1823 und 1824 belegen auch, dass Dreymann eine Verlegung der Klaviatur von der Seite an die Front der Orgel durchgeführt hat. *Der bisherige Organistensitz an der Seite ist durchaus nicht geeignet, die Gemeinde durch Begleitung der Orgel zu leiten, vielmehr ist es nachtheilig, weil der Organist seine Gemeinde nicht ins Auge sehen kann und kein hinlängliches Licht hat, sein Noten- und Gesangbuch zu sehen, wenn auch die Orgelbank erhöht wurde* (Acta wegen Reparatur der Kirchen-Orgel zu Ostönnen 1824). Da derselbe Gutachter Engelhardt ein Jahr später bestätigt, *dass die Verlegung der Klaviatur in die gerade Fronte der Orgel [...] auf den besten Ort angebracht* (Acta wegen Reparatur der Kirchen-Orgel zu Ostönnen 1824) ist, gibt es keinen Zweifel an einer Seitenspieligkeit der Orgel zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Auch die schiffenförmigen Bänder der südlichen zweitverwendeten Türe im heutigen Orgelunterbau deuten auf eine Gehäuseänderung in dieser Zeit.

Kleine Winkel, Messingdrähte und hauchdünne Nadelholzleistchen, die Abstrakten, sorgen für die Kraftumlenkung von der gedrückten Taste der Manualklaviatur bis zum Wellenbrett, dem Herzstück der Spielmechanik. Von den einzelnen Wellenärmchen aus werden die Ventile der Tonkammer aus wiederum über vertikale Zugabstrakten geöffnet.

Gocke vermutet, dass die Armut nach dem Dreißigjährigen Krieg die Sparversion eines unselbstständigen, nur angehängten Pedals bei vielen westfälischen Orgeln bedingt hat.

Die Entstehungszeit des Hauptwellenbretts ist durch Holzaltersbestimmung nicht zu klären. In seiner Breite und Auskrugung passt das Wellenbrett jedoch genau in den Gehäuseunterbau, der stilistisch und im Zuge der aktuellen Restaurierung auch dendrochronologisch dem ausgehenden 15. Jahrhundert zugeordnet wird. Die Tuschezeichnung (1434/1456) Les



3. Pfeifenwerkstatt in der Kirche St. Andreas während der Restaurierung, 2003.



4. Ausschnitt der Windladenoberseite mit den Vertiefungen für die Registerschwerter. 2003.



5. Ausschnitt des Wellenbrettes mit der schräg durchstoßenden Registertraktur nach der Restaurierung. 2003.

*Traité d'Henri-Arnault de Zwolle* im Blatt 131 zeigt die Planzeichnung einer Orgel mit der Steuerung vom Manual über ein ebensolches Wellenbrett bis zu den Pfeifen im Prospekt. Da somit eine solche Bauweise eines Wellenbrettes für die Mitte des 15. Jahrhunderts schon belegt ist, darf man annehmen, dass auch das Wellenbrett zum relativ frühen Bestand der Orgel, spätestens vielleicht zum Bartholdus-Umbau gehört.

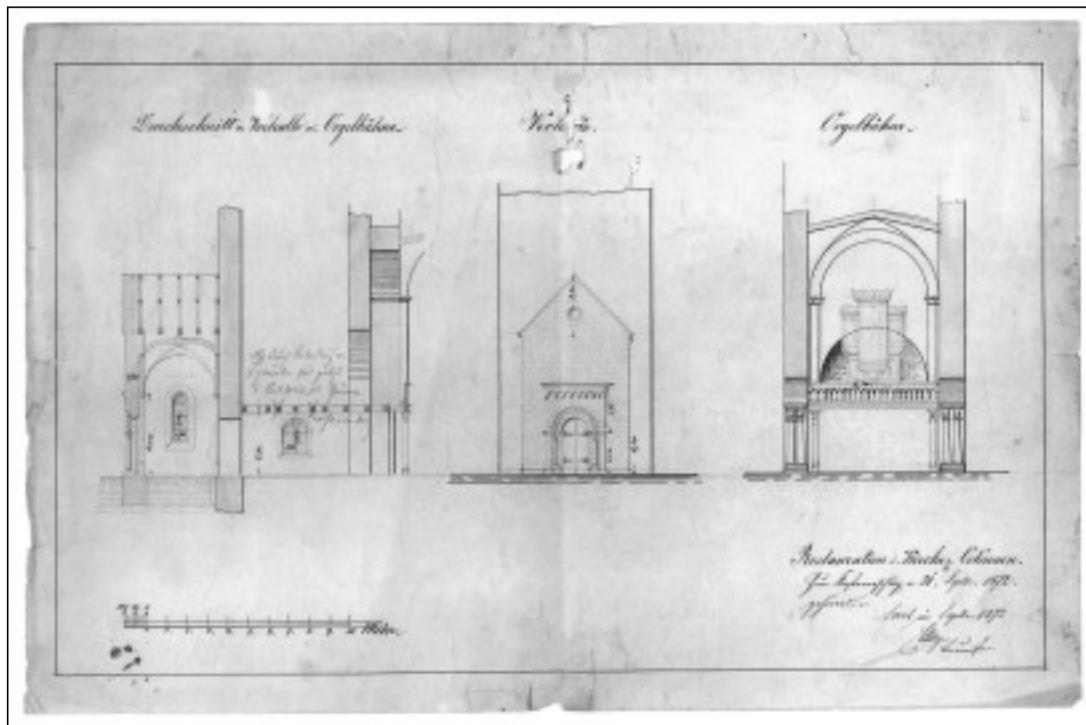
Hinzu kommt, dass der Winkelbalken der plumpen und schwergängigen Registermechanik das Hauptwellenbrett mittels einer Ausparung schräg durchstößt, was vermutlich auf die Verlegung der Klaviatur auf die Frontseite durch Dreymann zurückgeführt werden muss.

Wo der erste Aufstellungsplatz der Orgel in der Ostöner Kirche nach ihrer Translozierung aus Soest gewesen ist, wann die Seitenspieligkeit konstruiert worden ist und auf welche Weise die Spielmechanik ursprünglich funktioniert hat, lässt sich zurzeit nicht klären. Als Hypothese nach Auswertung der zur Verfügung stehenden Quellen kann jedoch vermutet werden, dass die Orgel wahrscheinlich schon seit ihrer Translozierung im Chor von St. Andreas gestanden hat und das Wellenbrett mit deutlichen Spuren von Schädlingsbefall während der Seitenspieligkeit des Instrumentes in der Kirche, etwa auf dem Dachboden oder hinter dem Orgelgehäuse, ausgelagert worden sein könnte.

Auch die winderzeugenden und -führenden Bestandteile einer Orgel unterliegen einer ständigen Abnutzung, die sich insbesondere durch Undichtigkeit und damit verbundene erhebliche Mängel der Spielbarkeit des Instrumentes bemerkbar macht. Schon kurz nach der Einweihung der Orgel sind für die Jahre 1728 und 1739 Reparaturen der Bälge archivalisch belegt. (Archivalienauswertung Hannalore Reuter) Drei neue Keilbälge wurden durch Dreymann zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Orgel geliefert. Substanz und Position dieser Bälge, welche letztere von Hildegard

Gocke 1936 noch „zwischen Orgel und Gewölbe in Höhe der Lade“ (Gocke, S. 45) angegeben wurde, sind bei der Reparatur 1963 anlässlich der Verlegung des Orgelwerks in das Turmjoch aufgegeben worden. Da die vor fünfzig Jahren erneuerte Balganlage und die Kanäle dem historischen Orgelwerk unangemessen sind, ist im Zuge der aktuellen Restaurierung eine neue Keilbalganlage gebaut und wiederum in Höhe der alten Windlade auf der Empore oberhalb des Windfangs im Turm aufgestellt worden.

**RESTAURIERUNG** Die jetzige Restaurierung hat das Instrument auf den gewachsenen Zustand, den maßgeblich Johann Patroclus Möller 1721/1722 bei der Änderung des gotischen Werkes geschaffen hat, zurückgeführt. Möller hat auf den schrankähnlichen, dreifeldrigen gotischen Gehäuseunterbau mit den wohl originalen Auskragungen einen derb gestalteten barocken Aufbau gesetzt, den Gocke als „einfaches Ergebnis bäuerlichen Kunstfleisses charakterisiert“ (Gocke, S. 50). Dominierend für den fünfteiligen Barockaufbau, der den Pfeifenprospekt enthält, ist der mittige halbrund hervorragende Turm, an den sich links und rechts Flachfelder anschließen. Die beiden seitlichen Felder kragen spitz vor und bergen die mittelgroßen Pfeifen des Prästanten wie auch einige hölzerne Blindpfeifen. „Blumen- und Fruchtgehänge an den Rahmen der Pfeifenfelder und -türme gehören ebenso zum gängigen Schmuckrepertoire vieler westfälischer Orgeln des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts wie die als Akanthusrankenwerk gestalteten Schleierbretter“ (Dirk Strohmann, Akte WAFD). Von der spätgotischen Entstehungszeit des Orgelunterbaus im Bestand zeugen die oberhalb der Manualklaviatur befindliche Maßwerkwirbelrosette als Verzierung der Notenablage und auf derselben Höhe die beiden Wimpergmotivfelder in der Achse der Flachfelder. Einige der Hölzer des gotischen Unterbaus konnten im Zuge der Restaurierung dendrochronolo-



6. Originalplanung aus dem Jahr 1872 für die Verlegung der Orgel in das Turmjoch.

gisch datiert werden und belegen die Entstehung der Schmuckmotive gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Vor der jüngsten Umstellung des Instrumentes innerhalb des Kirchenraumes hat es Planungen gegeben, sie als Chororgel für die wiederaufgebaute Wiesenkirche zu verkaufen, da die Ostöchner Kirche mit den schon seit 1880 bekannten wertvollen Ausmalungen in der Apsis – dem damaligen Aufstellungsort der Orgel – „in ihrer ursprünglichen Gestalt als romantisches Baudenkmal“ (Schönstedt, S. 37) wiederhergestellt werden sollte. Wiewohl bislang keine Primärquelle für eine Verlegung der Orgel in das Chorjoch für diese Zeitstellung bekannt ist, schreibt Adolf Clarenbach um 1930: „Daß aber die Memminger 1881 noch bekannte Malerei so völlig in Vergessenheit geriet, lag nicht nur an der deckenden Tünche, sondern hauptsächlich wohl daran, daß man um 1880 die ganze Apsis vollständig durch jene Barockorgel verdeckte. Man muß schon auf den in die Koncha hineingeschobenen Blasebalg klettern, um hier in drangvoll fürchterlicher Enge einen Blick auf die Wölbung tun zu können. Dabei hätte man aber auch noch besonders günstiges Licht an dieser dunklen Stelle haben müssen, um überhaupt nur die Umrisse der alten Malerei durchschimmern zu sehen“ (Clarenbach, S. 230). Der in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts geplante Verkauf ist jedoch unterblieben.

Ihr Standort in der kleinen Dorfkirche hat dazu beigetragen, das Instrument über die Jahrhunderte ohne größere Eingriffe und übermäßigen Anpassungsdruck an den jeweiligen Musikgeschmack und den Stand der Technik authentisch zu erhalten.

Bei der Restaurierung sind im Wesentlichen nur die Verschleißteile der Orgel in historisch nachgewiesener handwerklicher Orgelbautechnik erneuert worden. Insbesondere der Korpus der Lade ist neu abgerichtet, beledert und dadurch winddicht gemacht worden. Während die Schleifendämme erneuert worden sind, hat bei Schleifen und Stöcken eine erneute Ab-

richtung und Einfügung von Dichtungsringen genügt. Der gewachsene Zustand des Instrumentes ist so weit wie möglich belassen worden. Bei der aus unterschiedlichen Zeitstellungen bestehenden Traktur hat Orgelbauer West die stilfremden Materialien der letzten Restaurierung entfernt und beispielsweise Nylondrähte und vernickelte Gewindedrähte ersetzt. Die neuen Abstrakten bestehen aus leichtem Fichtenholz. Die undichten Pulpeten sind durch neue in weichem Ziegenleder ausgetauscht, die Anhängung der Traktur an die Ventile mit gedrehter Hanfschnur auf der Grundlage eines Materialfundes im Ventilkasten wiederhergestellt worden. Auch bei der Reparatur der Registertrakturen sind die Eingriffe auf das notwendige Maß reduziert worden. Hier hat der Orgelbauer nur die Achsenlagerungen überprüft und teilweise repariert. Bei der Klaviatur ist es unumgänglich gewesen, die anlässlich der letzten Restaurierung falsch eingesetzten, die Tasten schädigenden Führungsstifte zu erneuern. Die Wangenteile der Manualklaviatur haben einen Lacküberzug in historischer Rezeptur erhalten. Rowan West hat insbesondere bei dem hochwertigen Pfeifenwerk auf die absolute Minimierung der Eingriffe in die gewachsene Substanz geachtet. Verformte Labialpfeifen sind ausgebeult, die Pfeifen auf Undichtigkeiten überprüft und aus Gründen der Statik vereinzelt Stütznähte angebracht worden. Wegen des außergewöhnlich guten Erhaltungszustandes des Registers Sesquialtera 2f hat dieses Anhaltspunkte für die klangliche Angleichung in der Intonationsphase geboten. Die ungleichmäßige Stimmung von Arnoldus Schlick aus dem Jahr 1511 dient als Stimmungssystem.

Nur einige Pfeifen von Dreymann sind ausgelagert und wenig sensible Reparaturen aus den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zurückgenommen worden. Besonderes Augenmerk haben die Beteiligten auf ein umfassendes Inventar des wertvollen Pfeifenbestandes gelegt, das den gewachsenen Zustand un-



7. Der originale Kern der C-Pfeife der Quinte mit Schriftzügen.

terschiedlicher Epochen nachvollziehbar werden lässt und gleichzeitig Richtschnur der Restaurierungsplanung gewesen ist.

Restauratorin Monika Voss-Raker hat das Orgelgehäuse gereinigt. Es besteht der Wunsch der Kirchengemeinde, die Inschriften der beiden Medaillons der Flachfelder wieder lesbar zu machen. Wie im Ergebnis anfangs erwähnt, ist dies trotz Infrarotlichtuntersuchung der Tafeln in den Untersuchungsräumen des Referates Restaurierung beim Westfälischen Amt für Denkmalpflege in Münster nur bei einem Medaillon gelungen. Das zweite Medaillon wird daher reversibel überklebt werden und eine auf die aktuell durchgeführte Restaurierung bezogene neue Inschrift als Chronogramm erhalten.

Da vom Orgelbauer Rowan West bei den Prospekt-pfeifen Spuren von Blattzinn und bei den Labien von Vergoldung festgestellt worden sind, hat sich die Kirchengemeinde für eine Erneuerung der Überzüge nach Befund entschieden; diese verleihen den Pfeifen wieder ein kostbar glänzendes Aussehen.

Die während der Restaurierung gewonnenen Erkenntnisse haben erbracht, „dass die Orgel der St. Andreas Kirche in Ostönnen eine der ältesten erhaltenen Orgeln der Welt ist“ (Dokumentation des Orgelsachverständigen Helmut Fleinghaus, S. 2). Als Klangdenkmal bringt sie insbesondere die Orgelmusik der Gotik und der Renaissance wieder authentisch

zu Gehör, wovon sich das anlässlich der Einweihung am 8. November 2003 zahlreich erschienene Publikum hat überzeugen können.

Nach wie vor sind nicht alle Fragen zur Geschichte der Orgel geklärt. Im originalen Kern der C-Pfeife der Quinte befinden sich Schriftzüge, um deren Datierung und Entzifferung man sich zurzeit noch bemüht. Ebenfalls noch von Interesse für die Forschung ist die Analyse eines beschrifteten Pergamentblattes, das als Abdichtung über Fehlstellen auf ein ehemals windführendes Holzbrett geklebt worden ist.

Wer sich über die Arbeiten anschaulich und intensiver informieren möchte, dem sei die Filmdokumentation der Restaurierung des Landesmedienzentrums des LWL empfohlen.

#### QUELLEN

Archiv der Evangelischen Landeskirche Bielefeld. Kirchenkreis Soest. Ostönnen, Bestand 19,4. Acta wegen Reparatur der Kirchen-Orgel zu Ostönnen 1824

#### LITERATUR

Adolf Clarenbach, Die Dorfkirche in Ostönnen, Kr. Soest, in: Volkstum und Heimat: Karl Wagenfeld zum 60. Geburtstag/vom Westfälischen Heimatbund. Münster 1929, S. 225–240. – Hildegard Gocke, Der Orgelbau in den Kreisen Soest und Arnsberg vor 1800. Dissertation Münster 1936. – Internationale Gesellschaft für Musikwissenschaft (Hg), Les Traités d'Henri-Arnault de Zwolle et de divers anonymes, in: Documenta Musicologica. Zweite Reihe: Handschriften-Faksimiles IV. Kassel 1972. – Wolfgang Meister, Die klangliche und technische Struktur der Orgel, in: Die Orgel als sakrales Kunstwerk. Beiträge zur Orgelgeschichte im ehemals kurrheinischen Reichskreis und seinen Nachfolgestaaten. Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz. Hrsg. Friedrich W. Riedel, Mainz 1992, S.33–51. – Hannalore Reuter, Historische Orgeln der Stadt Soest, in: Westfälische Kunststätten, Heft 75. Münster 1995. – Arnold Schlick, Spiegel der Orgelmacher und Organisten. Speyer 1511. Neudruck hg. von Ernst Flade. Kassel 1951. – Arno Schönstedt, Alte westfälische Orgeln. Gütersloh 1953.

#### BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1. – Orgelwerkstatt Rowan West: 3. – Roswitha Kaiser: 4, 5, 7. – Kirchengemeinde Ostönnen: 6. – Repro aus: Internationale Gesellschaft für Musikwissenschaft (Hg), Les Traités d'Henri-Arnault de Zwolle et de divers anonymes, in: Documenta Musicologica. Zweite Reihe: Handschriften-Faksimiles IV. Kassel 1972: 2.

Roswitha Kaiser





2. Deckengemälde „Himmelfahrt Christi“ von Augustin Kolb, Zustand 1981.

malung von St. Marien in Volkmarsen 1939 gilt als sein letztes kirchenmalerisches Werk.

Zweites künstlerisches Standbein Kolbs war der Holzschnitt, mit dem er insbesondere in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts Erfolge verzeichnen konnte. Er entwarf Einzelblätter nicht nur religiösen Inhalts sowie Buchillustrationen, Ex Libris etc. Weiterhin sind zahlreiche Zeichnungen und Staffeleibilder des Malers bekannt. Leben und Werk des zu seiner Zeit bekannten und berühmten, aber heute in Vergessenheit geratenen Künstlers sind bisher noch kaum erforscht.

**BEDEUTUNG DES DECKENGEMÄLDES** Das erhaltene monumentale Deckenbild der Ibbenbürener Mauritiuskirche, rechts unten „Aug. Kolb Köln 1927“ bezeichnet, hat die „Himmelfahrt Christi“ zum Thema. In der unteren, dem Chor nahen Hälfte des Gemäldes baut sich die irdische Szenerie auf felsigem Terrain treppenartig auf. Das geöffnete Felsgrab Christi liegt auf einer Anhöhe, davor staffeln sich auf Geländevorsprüngen in den unterschiedlichsten Positionen und Graden der Anteilnahme am Geschehen der Himmelfahrt ein Teil der Apostel und andere Zuschauer. Am hinteren Ende des Grabes kniet Maria, die Gottesmutter, hervorgehoben durch den Nimbus, umgeben von weiteren Aposteln und anderen Teilnehmenden. Die obere Bildhälfte bleibt der himmlischen Szenerie vorbehalten. Christus schwebt, auf einem von Engeln geleiteten Wolkenwirbel stehend, nach oben, wo ihn die Strahlen der Heilig-Geist-Taube treffen und Gottvater ihn bereits erwartet. Eine Inschrift am unteren Bildende fasst das Geschehen zusätzlich in Worte: DER HERR STEIGT SEGNEND HIMMELAN / MIT MACHT UND GLORIE ANGETAN / ES ÖFFNET SICH DES HIMMELS TOR / IHM JUBELT FROH DER ENGEL CHOR.

Die zweifellos an barocken Vorbildern orientierte, eher traditionelle Bildkomposition füllt Kolb mit einer Formensprache, die ihre zeitgenössische Herkunft deutlich zu erkennen gibt. Der Maler setzt Farben und Formen, Licht und Schatten in großen, detailarmen Flächen mit expressiv-zackigen Konturen. Gesichter, Gesten, Körperwendungen wirken dadurch als Träger stärkster Gefühle. Die Farben sind kräftig und bunt, aber nicht plakativ, sondern eher von mystischer Leuchtkraft, die allerdings heute durch starkes Nachdunkeln beeinträchtigt ist. Eine ikonographische Neuerung Kolbs ist der sich zum Grab, den Anteilnehmenden und damit auch zum Betrachter zurückwendende Christus. Üblicherweise erhebt Christus den Blick nach oben, zu Gottvater. Das Generalvikariat in Münster bemängelte denn auch 1928 den in wenig würdevoller Weise weit vorgebeugten Kopf Christi und darüber hinaus die seitliche Stellung Gottvaters, dem eigentlich der Platz der Taube zukomme.

Die Bildkomposition verwendete Kolb in Ibbenbüren nicht zum ersten Mal. Bereits 1923/24 gestaltete der Maler in der Kirche St. Georg in Berghaupten bei Offenbüren ein nicht mehr erhaltenes Deckenbild der Himmelfahrt Christi. Der Vergleich mit dem fotografisch belegten Berghauptener Gemälde zeigt auf den ersten Blick, dass es sich in Ibbenbüren um eine bis auf wenige Details identische Zweitausführung desselben Entwurfs handelt. Einige Randfiguren sind hinzugefügt, außerdem ein Selbstporträt Kolbs und die Porträts von zwei seiner Söhne. Weitere Porträts von Mitgliedern der Ibbenbürener Gemeinde sind ent-

sprechend Kolbs Gepflogenheiten anzunehmen. Die Wiederverwendung von Entwürfen ist ein auch an anderen Beispielen zu beobachtendes Verfahren des Künstlers.

Auch wenn das Ibbenbürener Deckenbild heute nicht mehr in das zugehörige Farbleid der ganzen Kirche eingebettet ist, so handelt es sich doch um ein Hauptwerk der Kirchenmalerei in Westfalen aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war man des bis dahin vorherrschenden spätnazarenischen Stils müde, und versuchte als Reaktion auf die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen der Zeit eine Erneuerung kirchlicher Wandmalerei. In Köln arbeitete seit 1919/20 das Kölner Institut für religiöse Kunst an der Entwicklung und Propagierung der Grundlagen für diesen Wandel. Augustin Kolb gehörte zwar nicht zu den von diesem Institut protegierten Künstlern, fand aber dennoch Aufträge in seinem Einzugsgebiet, was schließlich zur Übersiedlung in die Domstadt führte. Kolb hatte sich spätestens 1921 mit der nicht erhaltenen Ausmalung der Kirche St. Cyriak in Oberkirch (Baden) von der spätnazarenischen Tradition seiner vorangehenden Schaffenszeit gelöst und einen sehr persönlichen Stil entwickelt, der die unterschiedlichsten Elemente aus byzantinischer Mosaikkunst, Beuroner Schule, Jugendstil und Art déco zu einer expressiv-mystischen Gesamtwirkung vereinte. Der Maler wendete in vielen seiner Werke – nicht allerdings in Ibbenbüren – eine tüpfelnde und strichelnde Malweise an, die man mit dem Pointillismus verglichen hat. Die Wirkung erinnert stark an das Mosaik, wobei Kolb die Lichtreflexe glasierter Steine durch eingestreute Glasfitter, Christbaumkugeln oder Metallauflagen zu imitieren suchte. Kolb gelangte damit zu einer zeitgemäßen Darstellung religiöser Bildthemen, die sich inhaltlich und kompositorisch aber nur wenig veränderten. Den besten und umfassendsten Eindruck der künstlerischen Leistung Kolbs bietet heute die durch einen seltenen Glücksfall komplett erhaltene Ausmalung der katholischen Johanneskirche in Bad Homburg-Kirdorf von 1923–25.

In großem Umfang entstanden in jenen Jahren überall in den katholischen Kirchen, und auch in evangelischen, wie das Beispiel des Malers Rudolf Schäfer (1878–1961) zeigt, neue Kirchengemälde und religiöse Wandmalereien. Das öffentliche Interesse daran war sehr groß. In krassem Gegensatz dazu steht der heutige Umfang des Erhaltenen, der fast dazu zwingt, kirchliche Wandmalerei von 1919–1939 als verlorene Gattung zu bezeichnen. Die Purifizierung der Kirchenräume seit Ende der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts traf die oftmals starkfarbige, in expressiven, gefühlsbetonten Formen vorgetragene Wandmalerei der 20er und 30er Jahre noch sehr viel stärker als die Zeugnisse des Historismus. Sie wurde auch in Westfalen gnadenlos vernichtet oder übermalt. Erst in den letzten Jahren erfreuen sich die wenigen erhaltenen Beispiele wieder in Ansätzen jener Wertschätzung, die ihnen als Dokumente einer längst abgeschlossenen historischen Epoche zukommt. Verschiedentlich konnten Ausmalungen der Zeit in Westfalen konserviert, freigelegt oder rekonstruiert werden. Das Ibbenbürener Deckengemälde ist also nicht nur als wichtiges Zeugnis des durch Verluste stark dezimierten Œuvres des Kirchenmalers Augustin Kolb zu werten. Es ist zugleich auch eines der selten gewordenen monumentalen Relikte einer ganzen Epoche kirchlicher Kunst in Westfalen und darüber

hinaus, deren denkmalpflegerische Rehabilitation noch am Anfang steht. Um so größer ist die Verpflichtung, dieses qualitätvolle und aussagekräftige Werk zu konservieren und damit künftigen Generationen zu erhalten.

**KONSERVATORISCHE ERFORDERNISSE** Bei der Einrüstung des Kirchenraums anlässlich der jüngsten Erneuerung des Innenanstrichs bestand die Gelegenheit, das Deckengemälde Kolbs aus der Nähe zu betrachten. Neben der eher ästhetischen Beeinträchtigung des Gemäldes durch das Nebeneinander von matten und glänzenden Oberflächen stellte Amtsrestaurator Beat Sigrist bei dieser Gelegenheit auch bestandsgefährdende Schäden fest. In Teilbereichen pudert die Malschicht, in anderen hat sie sich vom Grund gelöst, steht auf oder rollt sich ab, möglicherweise zusammen mit den bei den zurückliegenden Restaurierungen aufgebrauchten Fixierschichten. Hinzu kommt ein massiver biologischer Befall der Gemäldeoberfläche mit einem Schimmelpilz. Dieser Befall ist auf den glänzenden Bereichen des Deckenbildes am stärksten ausgebildet. Hier wurde 1977/78 vermutlich mit Acrylat gefestigt, das dem Schimmelpilz einen guten Nährboden bietet. Die vom Institut für angewandte Toxikologie und Umwelthygiene an der Universität Oldenburg (INTOX) durch Prof. Dr. Karin Petersen durchgeführten Untersuchungen identifizierten den Schimmelpilz als die auch für den Menschen toxische Art „*Aspergillus fumigatus*“. Messungen ergaben allerdings zumindest für den Messtag keine kritischen Konzentrationen von Pilzkeimen in der Raumluft des Kirchengebäudes, so dass eine Gefährdung der Kirchenbesucher eher unwahrscheinlich ist. Dennoch besteht für das Deckenbild dringender Konservierungsbedarf, der bei der inzwischen abgeschlossenen Anstricherneuerung zeitlich und finanziell nicht eingeplant war und deshalb nicht realisiert werden konnte. Im Augenblick laufen Bemühungen,

für die zwingend notwendige restauratorische Bestandserfassung, Schadenskartierung, Befundanalyse und Maßnahmenkonzeption in Zusammenarbeit mit den Fachhochschulen Hildesheim und Köln eine(n) angehende(n) Restaurator(in) zu gewinnen, die/der bereit ist, das Objekt im Rahmen einer Semester- oder Diplomarbeit zu bearbeiten. Im Zuge der Konzeptionierung müssten auch Methoden erprobt werden, mittels derer der stark biozidresistente Pilz abgetötet und/oder zusammen mit dem vermeintlichen Acrylüberzug von der Malerei entfernt werden kann, ohne die Sporen noch weiter zu verbreiten. Erst nach Vorliegen der Ergebnisse kann dann hoffentlich bald in einem zweiten Schritt mit den eigentlichen Konservierungsarbeiten begonnen werden.

#### QUELLEN

Kath. Pfarrarchiv St. Mauritius, Ibbenbüren.

#### LITERATUR

Dorothea Breunig, Ein in der Heimat Vergessener. Zum 50. Todestag des Malers Augustin Kolb, in: Mainfränkisches Jahrbuch 44, 1992, S. 177–195. – Wolfgang Brücker, Zur Ausmalung von Kirchen – Entwicklungen in der Denkmalpflege, in: Westfalen 72, 1994, S. 21–95, hier bes. S. 24. – Ernst Gerecht, Die Ausmalung der Kirche St. Johannes in Kirdorf durch Augustin Kolb. In: Jahrbuch Hochtaunuskreis 2002, S. 64–76. – Elisabeth Peters, Kirchliche Wandmalerei im Rheinland 1920–1940. Rheinbach 1996. – Renata von Poser, Rudolf Schäfer – Kirchengestaltung. Religiöse Malerei zwischen Bibelfrömmigkeit und Pathos. Regensburg 1999. – Thieme-Becker-Künstlerlexikon, Bd. 21, Leipzig 1927, S. 221f.

#### BILDNACHWEIS

Ernst Gerecht, Bad Nauheim: 1. – Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 2 (Nieland).

Dirk Strohmann

## ZUR INSTANDSETZUNG DES „BACKES“ IN KIRCHHUNDEM-SILBERG



Silberger Straße 32. Gut Schrabben – Backhaus. 2002.

Zentral im Ortskern des 1383 erstmals erwähnten Ortes Silberg, einem südlich der Gemeinde Kirchhundem inmitten des Olper Landes gelegenen Ortsteils, befindet sich die Hofanlage Schrabben. Der vermutlich bis in das Mittelalter nachweisbare Hof Schrabben war Pachtgut der Vögte von Elspe und wurde erst im 19. Jahrhundert abgelöst.

Die Hofanlage besteht heute aus drei Gebäuden: einem Wohn- und Wirtschaftsgebäude, das nach einem Brand 1916 als Neubau entstand und aus dieser Zeit mit seiner Ausstattung vollständig erhalten ist, einer Scheune und einem Speicher mit Backhaus. Bis auf die Scheune wurden die Gebäude im November 2002 in die Denkmalliste der Gemeinde Kirchhundem eingetragen. Silbergs Ortslage wird entscheidend von dieser historischen Gebäudegruppe geprägt. Weit über Silberg hinaus reicht aber auch die Bedeutung des Speichergebäudes und Backes an der Hütte des 18. Jahrhunderts, da vergleichbare Nebengebäude größerer Hofanlagen im Kreis Olpe nur selten erhalten sind.

Ursprünglich handelte es sich bei dem sog. Backes wohl nur um einen Speicher, in den erst nachträglich ein Backofen eingebaut wurde. Spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert diente das Gebäude mit einiger Wahrscheinlichkeit dann sogar einer Wohnnutzung.

Der einstöckige Fachwerkbau mit verbretterter nördlicher Giebel- und westlicher Traufwand erhebt sich über einem mächtigen bruchsteinernen, in einen Hang eingebauten Sockelgeschoss, das einen großen, tonengewölbten und verputzten Raum birgt. Welche Funktion der Keller hatte, ist nicht bekannt; eine Lagerhaltung dürfte aber plausibel sein. Der aufgehende Fachwerkteil ist im Inneren dreizonig gegliedert, wobei mindestens zwei Räume ehemals durch separate Eingänge erschlossen werden konnten. Zusammen mit dem Einbau eines Backofens im hinteren, hangseitigen Gebäudeteil wurde die untere Hälfte der fachwerkernen Nordwand des mittleren Raumes entfernt und durch ein Bruchsteinmauerwerk ersetzt sowie die Balkenlage des nördlichen Gebäudedrittels um eine Gefachhöhe reduziert. Seit dieser Zeit ist der Bodenraum über eine Klappe in der Nordwand vom Backgang aus zu begehen.

Bis auf wenige jüngere Eingriffe enthielten die Gefache noch historische Ausfachungen mit Lehmflechtwerk. Der südliche Raum war überdies im Inneren verputzt und weiß gekalkt. Unter dem jüngsten Anstrich verbarg sich neben weiteren Kalkanstrichen eine ge-

schwärzte Schicht, welche zusammen mit den rußgeschwärzten Wänden des Backganges auf eine ehemalige weitere Nutzung als Räucherammer deutet. Die Gefache des Backganges wiesen nur einen Unterputz aus Lehm auf, auf dem teilweise noch eine in schön geschwungenen Formen aufgebrachte Aufkämmung erhalten ist. Danach sollten die Gefache offensichtlich einen Oberputz erhalten, der entweder unterlassen wurde oder verloren ist.

Mit Beginn des Jahres 2000 ist dem neu gegründeten Heimat- und Backesverein e. V. in Silberg die Nutzung des Gebäudes übertragen worden. Seither betreibt der Verein die Instandsetzung des Backes. Sogleich wurde der Ofen wieder gangbar gemacht. Mit der Teilnahme am Tag des Offenen Denkmals ergriff der Verein außerdem die willkommene Gelegenheit, das Backhaus in das Bewusstsein der Silberger und anderer Menschen im Olper Land zu rücken. Im Frühjahr 2001 wurde auf der Grundlage eines Schadenskatasters ein Maßnahmenkonzept zur Restaurierung des Bauwerks entwickelt. In dem gleichzeitig für die Hofanlage erarbeiteten Gesamtkonzept ist beabsichtigt, das Backhaus verstärkt in seiner alten Funktion zu nutzen. Im angrenzenden Raum können überdies kleinere Gruppen Platz zur Rast und Feier finden. Der Gewölbekeller ist als Ausstellungsfläche geplant.

Die vorgesehene nicht ständige Nutzung des Gebäudes ermöglichte ein reduziertes Sanierungsprogramm. Erklärte Absicht des Vereins war es, bis auf die statisch notwendige Sanierung des Fachwerkgerüsts und ein Minimum an technischer Ausstattung nur kleinere „Schönheitsreparaturen“ auszuführen. So sollten sämtliche historische Gefache in der historischen Technik repariert werden sowie die Raumkonzeption und schlichte Ausstattung mit Ziegel-, Lehm oder Bretterboden erhalten und sogar die rußgeschwärzten Wände der kleinen Backstube soweit möglich sichtbar bleiben.

Mit der Maßnahme wurde im Juni 2003 begonnen. In einem ersten Bauabschnitt erfolgte die Fachwerkreparatur sowie ein Neuausmauern defekter Gefache mit Lehmsteinen. Im Innern erhielten der südliche Raum wie vorgefunden und die erneuerten Gefache im mittleren Backgang einen Lehmverputz mit Kalkkaseinanzstrich. Auch die Außenhaut ist mittlerweile restauriert. In Eigeninitiative wurden die Gefachfelder mit einer selbst angerührten Kalkkaseintünche sowie die Fachwerkbalken mit einem pigmentierten Leinölfirnis gestrichen.

In einem zweiten Bauabschnitt wird nun das Gebäude zur Benutzung fertiggestellt: Die fehlenden Bodenbeläge aus Stampflehm und Ziegel müssen gelegt und eine kleine Küche im Nachbarraum zum Backofen eingerichtet werden, um künftig die Backwaren vor Ort zubereiten und servieren zu können.

In Silberg ist bereits jetzt ein überzeugendes Restaurierungsergebnis gelungen, das von allen Beteiligten akzeptiert wird. Das materialgerechte Vorgehen am Backes ist darüber hinaus Vorbild für andere Projekte im Kreis Olpe.

BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Dülberg).

Andrea Pufke

## VON BEVERUNGEN BIS WÜNNENBERG – EINZIGARTIGER VEDUTENZYKLUS AUS DEM HOCHSTIFT PADERBORN RESTAURIERT



Ansicht der Stadt Brakel nach der Restaurierung 2002.

Stadt und Erzbistum Paderborn erinnern in der zweiten Jahreshälfte 2004 mit einer kulturgeschichtlichen Ausstellung an Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683), der als einer der bedeutendsten Bischöfe, Gelehrten und Mäzene seiner Zeit gelten kann. Die Blüte der barocken Kunst im Paderborner Land ist untrennbar mit seiner Person und seinen Stiftungen verbunden. Gleichsam im Vorgriff auf diese Ausstellung wurde bereits Ende 2003 die Restaurierung einer Gemäldefolge abgeschlossen, die wie kaum eine andere Stiftung des Fürstbischofs geeignet ist, den Status Ferdinands als Landesherr und seine Neigungen als Geschichtsforscher und Kunstförderer zu demonstrieren. Es handelt sich um einen Zyklus von heute noch 41 Leinwandgemälden, von denen 39 Städte, Ortschaften, Burgen und Schlösser, Klöster und Landwehren aus dem Hochstift Paderborn abbilden. Mit diesen Bildern setzte Ferdinand von Fürstenberg den Gegenden seines Sprengels ein bleibendes Denkmal und hinterließ uns ein getreues, heute oft längst entschwundenes oder verändertes Bild des architektonischen und landschaftlichen Lebensumfeldes seiner Untertanen nach der Mitte des 17. Jahrhunderts und damit eine Geschichtsquelle von unschätzbarem Wert. Schöpfer des Vedutenzyklus ist der Maler Carl Fabritius, der die Bilder in der Rekordzeit von drei Jahren von 1664 bis 1666 im Auftrag des Fürstbischofs für das Residenzschloss Neuhaus malte.

1806 wurden die damals noch 62 Veduten mit Ansichten aus dem Hochstift, fünf Ideallandschaften (zwei sind erhalten) und acht religiöse bzw. allegorische Bilder im Zuge der Säkularisation aus den Räumen des Schlosses Neuhaus entfernt und in einen unbenutzten Raum im Theodorianum, dem Gebäude

der ehemaligen Paderborner Jesuitenuniversität und heutigem Gymnasium, überführt. Aus diesem Lager bedienten sich 1807 hohe Beamte des neu gegründeten Königreiches Westphalen zum Schmuck ihrer Amtssitze: 12 Gemälde gelangten nach Kassel zum Präfekten, der Löwenanteil blieb in der Unterpräfektur in Paderborn, einige Bilder kamen in Privatbesitz. Die 12 Kasseler Gemälde schickte man nach dem Ende des Königreichs irrtümlich nach Münster, wo sie im Schloss aufbewahrt und mit diesem im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden. Die übrigen Fabritius-Gemälde führte 1827 der Paderborner Gymnasiallehrer Brand im Theodorianum zusammen. Dort ereilte einige der Bilder ebenfalls die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Heute hängen die erhaltenen Gemälde in den Hörsälen und Fluren der Theologischen Fakultät am Kamp in Paderborn, direkt neben dem wieder aufgebauten Theodorianum.

Neben dem Bischofswappen Ferdinands von Fürstenberg erscheint in einigen Ansichten des Zyklus' auch das Wappen eines zweiten Paderborner Fürstbischofs. Friedrich Wilhelm von Westphalen (1727–1789) ließ die Gemälde 1783–1785 von dem Paderborner Maler Johann Ferdinand Woltemate (auch Woltemuth, 1736–1791) restaurieren. Einige Bilder müssen damals in einem sehr schlechten Zustand gewesen sein, denn Woltemate malte die Ansichten von Neuenheerse, Erwitte, Willebadessen und Marienmünster als Kopien der Originale neu. Weitere Restaurierungen von Teilen der Gemäldefolge sind aus den Jahren 1910, um 1930, 1958 und 1980–1984 bekannt.

1999 belegte eine von der Theologischen Fakultät angeregte restauratorische Bestandsaufnahme aller Gemälde erneut den schlechten Erhaltungszustand

vieler Ansichten. Fast durchweg trübte der stark verbräunte Firnis die Ablesbarkeit der Stadt- und Ortssilhouetten und verstellte den Blick für die durchaus respektable künstlerische Qualität der Bilder. Die Leinwände besonders der großen Formate litten unter mangelnder Spannung, teilweise waren Durchstoßungen und Risse der Leinwand und das Abblättern der Malschicht zu verzeichnen. Zahlreiche wenig sachgemäße ältere Retuschen, zum Teil großflächig über die noch erhaltene originale Malschicht gezogen, beeinträchtigten das Erscheinungsbild erheblich. Daraufhin setzten intensive Bemühungen ein, die für die Restaurierung notwendigen umfangreichen Finanzmittel zu beschaffen. Die Verhandlungen führten zum Verkauf der im Eigentum des Landes NRW befindlichen Gemäldefolge an das Erzbistum Paderborn, das sich zur Restaurierung der Bilder verpflichtete und dem dazu ein namhafter Zuschuss aus dem Denkmalförderungsprogramm des Landes für das Jahr 2003 in Aussicht gestellt wurde.

Im Vorgriff auf diese Maßnahme wurde bereits 2002 das Gemälde mit der Ansicht der Stadt Brakel restauriert (Fa. Ochsenfarth Restaurierungen, Paderborn), finanziell gefördert vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Stadt Paderborn. Das Bild diente als eine Art „Pilotobjekt“, um bei den für die Mehrheit der Gemälde charakteristischen Schadensbildern die angemessenen restauratorischen Methoden zu erproben und den Zeitaufwand genauer festzulegen. Es zeigte sich, dass die besonders störenden Retuschen und großflächigen Übermalungen durchweg jüngeren Datums waren. Ihre Entfernung brachte einen Zugewinn an originaler Malschicht und die Klärung sowie optische Verbesserung des Bestandes. Demgegenüber konnten die Eingriffe des späten 18. Jahrhunderts als Zeitdokument von bereits historischem Wert belassen werden. In diesem Sinne bearbeiteten die Restauratoren dann 2002/2003 nach und nach die weiteren Bilder des Gemäldezyklus'. Auch über die Insolvenz der Fa. Ochsenfarth Restaurierungen hinaus konnte die Kontinuität der Bearbeitung sichergestellt werden, da die neu gegründete Firma *Ars colendi*, Paderborn, mit dem zuvor bereits am Gemälde Stadt Brakel tätigen Restauratorenteam (Leitung: Dipl.-Rest. Christoph Fiebiger) die Weiterführung des Auftrages übernahm.

Zu guter Letzt bleibt noch auf die wissenschaftliche

Begleitung der Restaurierung durch den Kunsthistoriker Dr. Roland Pieper aus Münster hinzuweisen. Wegen der großen historischen Bedeutung der Gemäldefolge bestand Einigkeit darüber, die sich bei der restauratorischen Bearbeitung einmalig bietende Chance einer intensiven technologischen und kunstwissenschaftlichen Erforschung und Dokumentation wahrzunehmen. Die zahlreichen interessanten und neuen Ergebnisse werden 2005 in einer eigenen Publikation veröffentlicht, die zugleich eine Werkmonografie des Malers Carl Fabritius sein wird. Vielleicht hebt sich dann auch der Schleier über dem Leben des Malers, der 1664 unvermittelt in Paderborn erscheint, hier neben den Veduten noch einige Altarbilder hinterlässt und 1667 ebenso abrupt wieder aus der lokalen Überlieferung verschwindet. Fabritius' nun vorbildlich restaurierte Ansichten aus dem Paderborner Hochstift werden mit ihrer wissenschaftlichen Veröffentlichung hoffentlich endlich jene Beachtung und Würdigung durch eine breitere Öffentlichkeit erfahren, die ihrem künstlerischen Anspruch und ihrem Wert als fast ausnahmslos älteste historische Bildquelle zu den einzelnen Städten und Orten angemessen ist.

#### LITERATUR

Franz Joseph Gehrken, Verzeichniß der vom Schlosse Neuhaus im Jahre 1803 in das Universitätshaus zu Paderborn überführten Gemälde, in: *Westfälische Zeitschrift* 43/II, 1885, S. 158–161. – Johannes Schäfers, Die Fabritius'schen Gemälde im Kollegienhause zu Paderborn, in: *Westfälische Zeitschrift* 69/II, 1911, S. 357–359. – Doris Westhoff, Ferdinand von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn und seine Kunstaufträge, in: *Westfälische Zeitschrift* 92/II, 1936, S. 135 – 179, hier S. 172 f, 176, 178. – Dirk Strohmann, J.G. Rudolphi. Ein Beitrag zur Malerei des 17. Jahrhunderts in Westfalen, Bonn 1986 (= *Denkmalpflege und Forschung in Westfalen* 10), hier S. 113–115 m. Abb. – Günter Deppe, Einzigartige Gemäldesammlung zu Örtlichkeiten des Hochstifts Paderborn. Bilanzierung und Gedanken in die Zukunft zu den Bildern von Carl Fabritius, in: *Die Warte* 60, 1999, Nr. 102, S. 30–32.

#### BILDNACHWEIS

Roland Pieper, Münster

Dirk Strohmann

## DIE EHEMALIGE SYNAGOGE IN PETERSHAGEN ALS INFORMATIONEN- UND DOKUMENTATIONSZENTRUM



Petershagen, ehem. Synagoge. Blick auf die Thorawand nach der Einrichtung als Informations- und Dokumentationsstätte. 2003.

Zwei Jahre nachdem die bauliche Sanierung der ehemaligen Petershäger Synagoge abgeschlossen worden war (s. Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/02, S. 30–35), wurde sie am 27. November 2003 als Informations- und Dokumentationszentrum zur jüdischen Orts- und Regionalgeschichte eröffnet. Damit konnte das ehemalige Gotteshaus nunmehr der seit 1997 geplanten Nutzung zugeführt werden, die gegenüber anderen Nutzungen den Vorzug bietet, dass sie dem Gebäude seine jüdische Identität weitgehend zurückgibt. Ergänzende Anbauten wurden vermieden, so dass eine hohe Authentizität für die ehemalige Synagoge auch in ihrem äußeren Erscheinungsbild erhalten wurde. Das Informations- und Dokumentationszentrum erhielt eine Dauerausstellung zu der mehr als vierhundertjährigen jüdischen Geschichte im Raum Petershagen, die sich mit der erstmaligen Erwähnung jüdischer Einwohner bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.

Das Zustandekommen der Ausstellung ist maßgeblich das Verdienst der ehrenamtlichen Arbeitsgemeinschaft „Alte Synagoge Petershagen e. V.“, die im Januar 1999 gegründet worden war. Die Arbeitsgemeinschaft hatte sich seitdem neben der Erhaltung der alten Synagoge Petershagen und der Aufarbeitung von jüdischem Kulturgut insbesondere die „Förderung einer Gedenk- und Informationsstätte im Synagogengebäude“ zur Aufgabe gemacht. Die inhaltliche Ausarbeitung der Ausstellung ist überwiegend von Bernd-Wilhelm Linnemeier erstellt worden, der

nicht allein wegen seiner Forschungsarbeit an der Universität Münster mit dem Thema „Jüdisches Leben im Alten Reich. Stadt und Fürstentum Minden in der Frühen Neuzeit“ ein ausgewiesener Kenner der jüdischen Geschichte im Petershäger Raum ist.

Die Ausstellung präsentiert sich hauptsächlich in acht pultförmigen Vitrinen. In der ersten Vitrine sind die Einrichtung und der Gottesdienst in der Synagoge erläutert, in den nächsten vier Vitrinen werden die frühe jüdische Zuwanderung und jüdisches Alltags- und Erwerbsleben im geschichtlichen Zusammenhang vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dargestellt. In weiteren drei Vitrinen wird über das Leben der Petershäger Juden in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts bis zu den Deportationen und Vernichtungen in der Zeit des Nationalsozialismus berichtet. Anhand von Fotos, Urkunden, Siegeln und Zeichnungen werden die Geschichte und die Lebensbedingungen der Juden im Minden-Petershäger Raum veranschaulicht. Allerdings handelt es sich lediglich um Faksimile-Drucke aus Archivbeständen, wohingegen in der Ausstellung originale Schriftstücke und Bilder fehlen. Das Fehlen dreidimensionaler originaler Exponate ist vornehmlich mit den Zerstörungen während des Pogroms 1938 zu erklären. Immerhin werden noch eine Thora-Rolle, die auf Grund einer Beschädigung zu rituellem Gebrauch nicht mehr verwendbar ist, und ein Leuchter die Ausstellung bereichern. Die denkmalgerechte Sanierung wurde ebenso wie die Einrichtung der Synagoge als Ausstel-

lungsort von der Fachbehörde begleitet. Wichtigstes Ausstellungstück und historisches Dokument aber ist die Synagoge selbst.

An der 1846 erbauten Petershäger Synagoge ist beispielhaft erkennbar, dass Synagogenbau ein wesentlicher Teil jüdischer Kultur ist. So wie sich die Synagoge der Bebauung der Stadt Petershagen städtebaulich und architektonisch, angepasst an die regionale Bautradition, einordnet, sind Synagogen üblicherweise in regionalen Bauweisen errichtet. Dabei gibt es generell keinen verbindlichen Baustil und keine Gestaltungsregeln für ihren Außenbau. Entscheidend für den Synagogenbau ist vielmehr der innere Aufbau. Verbindlich ist grundsätzlich die Ausrichtung nach Osten, das heißt in Richtung Jerusalem und Tempelberg. Der Innenraum wird maßgeblich von zwei Raumelementen bestimmt, die zu jeder Synagoge unverzichtbar gehören müssen: von dem Thoraschrein (Aron ha-Kodesch) und von der Bima (Almemor). So war auch in Petershagen der Thoraschrein, in dem sich die Thorarollen befanden, vor der Wandnische in der Ostwand platziert – während die Bima, das Pult zum Vorlesen der Thora, nach orthodoxem Ritus ganz zentral in der Mitte des Raumes angeordnet war. Während um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Synagogenbau liberaler Gemeinden schon die Bima aus der Mitte herausgenommen und in die Nähe des Thoraschreins gestellt wurde, folgt somit die Petershäger Anordnung noch der traditionellen Raumfassung. Diese Erkenntnis macht die baulichen Befunde besonders wichtig und lässt die ehemalige Synagoge in besonderem Maße als Ausstellungsort für die jüdische Geschichte geeignet erscheinen. In Petershagen machen die erhaltenen Fundamente und der Vergleich mit Fotomaterial der untergegan-

genen Nachbarsynagoge in Rahden die Einrichtung nachvollziehbar. Um diese für Besucher noch anschaulicher zu machen, wurden aus didaktischen Gründen Phantome (Gerüste) aus Edelstahlrohr an die Stellen der untergegangenen Thora und Bima gesetzt. Auf Rekonstruktionen wurde bewusst verzichtet, um Verfälschungen zu vermeiden und um auch die Zerstörungen der Synagoge im November-Pogrom von 1938 nicht zu kaschieren. Die Frauenempore ist gemäß ihrem Standort an der Westwand und ihren Abmessungen ebenfalls anhand der Bauspuren nachvollziehbar.

An dem Petershäger Gotteshaus wird deutlich, dass für die Synagogen nicht ihr Außenbau bestimmend ist. Ihren eigentlichen Zeugniswert als Häuser des jüdischen Gottesdienstes beziehen die Synagogen vielmehr aus der Gestaltung des Innenraumes – maßgeblich aus der Anordnung von Thoraschrein und Bima. In Petershagen befindet sich heute die einzige historische Synagoge in Ostwestfalen, deren bauliche Überreste noch anschaulich Auskunft über die frühere rituelle Nutzung geben. Die ehemalige Synagoge ist aufgrund ihrer Zerstörungen Mahnmal und Gedenkstätte, sie ist jetzt als Informations- und Dokumentationsstätte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Die Chance, über vier Jahrhunderte jüdischer Geschichte in Petershagen darzustellen und der besonderen Verantwortung gegenüber der deutsch-jüdischen Geschichte gerecht zu werden, ist genutzt worden.

#### BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Ochsmann).

Hartmut Ochsmann

## RÜCKBLICK AUF DAS SONDERPROGRAMM 2003 „BESONDERE FENSTER“



Löhne, Wintergarten mit Jugendstil-Farbverglasungen.

Für das Erscheinungsbild eines Gebäudes sind Fenster und ihre Rahmungen ein wesentliches Gestaltungselement, daher spricht man auch von ihnen als von den „Augen eines Hauses“. In der Denkmalpflege wird aber nicht nur wegen der gestalterischen Qualität Wert auf den Erhalt von historischen Fenstern gelegt, sondern sie stellen zugleich ein wichtiges Zeugnis historischer Bausubstanz und deren Konstruktionsformen dar.

Eine Auswahl „besonderer Fenster“ konnte im Jahr 2003 mit Hilfe des Sonderprogramms „Das besondere Fenster – profane Farbverglasungen, außergewöhnliche Gebrauchsfenster, Blendläden, Fensterrahmungen“ exemplarisch gefördert werden. Das Spektrum reichte von einer barocken Wappenscheibe über klassizistische Fenster mit ornamentalen Eisensprossenoberlichtern bis zu farbigen Jugendstilbleiverglasungen. Die Fenster zweier Privatkapellen ergänzten die profanen Verglasungen. Für die Restaurierung dieser Objekte stellte das Westfälische Amt für Denkmalpflege wieder einen Teil der Denkmalpflegemittel des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe bereit, die in gleicher Höhe durch Mittel der

Handwerkskammern Münster, Dortmund, Arnsberg und nun auch Bielefeld ergänzt wurden. Damit lief das Programm erstmals westfalenweit, was als ein besonders schöner Erfolg unserer gemeinsamen Bestrebungen zu werten ist.

Es konnten solche Objekte berücksichtigt werden, die als Bestandteil eines Baudenkmals in die Denkmalliste eingetragen sind. Die ausgewählten Fenster konnten bis zu zwei Dritteln gefördert werden. Die Förderung war formlos beim Westfälischen Amt für Denkmalpflege zu beantragen. Ein dort erhältlich Formblatt „Hilfe zur Dokumentation von Restaurierungsmaßnahmen“ stellt einen Leitfaden für eine beurteilungsfähige Dokumentation der durch das Sonderprogramm geförderten Restaurierungen dar.

Das Thema „Das besondere Fenster“ soll wegen der großen Resonanz im Jahr 2004 fortgeführt werden.

#### BILDNACHWEIS

Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Bettina Heine-Hippler).

Barbara Pankoke

## BUCHBESPRECHUNGEN

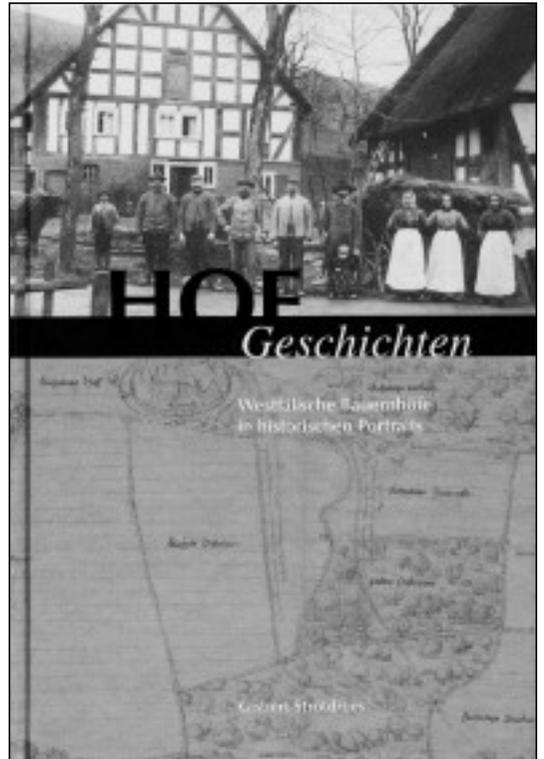


Hermann Kaiser, Ein Haus und eine Familie in schweren Zeiten. Kolonat Wübbe M. Meyer 1903–1960 (= Material und Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens 33). Cloppenburg 2003, 268 S., 170 Abb.

Zwischen 1998 und 2003 wurde ein denkmalgeschütztes, aber am alten Standort nicht erhaltungsfähiges Haupthaus von 1903/04 mit Nebengebäuden aus dem ostfriesischen Virrel in das niedersächsische Freilichtmuseum Museumsdorf Cloppenburg umgesetzt. Die gründliche Bauuntersuchung und Befunderhebung vor dem Abbau klärte die Baugeschichte und über Gebrauchsspuren auch die Nutzung der Gebäude und ihrer Räume. Das kleinbäuerliche Anwesen mit einem backsteinernen Gulfhaus als Haupthaus nebst Kochhaus, Hühnerstall und Torfscheune war in den knapp 100 Jahren seines Bestehens vor Ort immer in Besitz derselben Familie mit noch lebenden Nachkommen geblieben. Dies erleichterte die Recherche zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner, deren Ergebnisse Kaiser nun zur Eröffnung im Museum vorlegt.

Breiten Raum nehmen natürlich die Darstellung der Baulichkeiten (mit Fotografien aus dem Familienalbum, vom alten Standort und im wieder aufgebauten Zustand, mit Zeichnungen aus den Bauakten und solchen zur Vorbereitung der Translozierung) und der zahlreich erhaltenen Elemente der Sachkultur (von „Opas Sessel“ über den Konfirmationsschein von 1940 als Wandschmuck bis zum Resopal-Blumenständer der Zeit um 1950) ein. Darüber hinaus erhellt Kaiser auf Basis ganz typischer Familienüberlieferungen (mündliche Tradierung und Tagebuchaufzeichnungen, Fotografien und Postkarten, Erb- und Erinnerungsgegenstände, amtliche Schriftstücke) die Arbeits- und Alltagswelt ebenso wie den Niederschlag der großen Zeitereignisse auf die Lebenswirklichkeit einer Familie, die über drei Generationen ihr Auskommen auf einer Neusiedlerstelle fand. Da für Westfalen vergleichbar umfassende Untersuchungen über die sozial ähnlich zu verortenden Kotten bisher fehlen, wird bis auf weiteres auf diese hervorragende Monographie zurückgreifen, wer sich mit der Geschichte der am gesamten ländlichen Baubestand und auch

im Denkmälerbestand so stark vertretenen Bauten dieser Bevölkerungsschicht im 20. Jahrhundert vertraut machen möchte.



Gisbert Strottdrees, Hofgeschichten. Westfälische Bauernhöfe in historischen Portraits. Münster 2003. Landwirtschaftsverlag; 256 S., 120 Abb.

Strottdrees legt nach erfolgreichen Vorgängerwerken (Höfe, Bauern, Hungerjahre. Aus der Geschichte der westfälischen Landwirtschaft 1809/1950. Münster 1991; Es gab nicht nur die Droste. 60 Lebensbilder westfälischer Frauen. Münster 1992) die nun dritte Zusammenstellung einer Artikelserie vor, für die er als Redakteur und zumeist auch Autor im „Landwirtschaftlichen Wochenblatt Westfalen-Lippe“ verantwortlich zeichnet. Zwischen Juni 2000 und April 2003 wurden dort 112 landwirtschaftliche Betriebe aus allen Teilen Westfalen-Lippes vorgestellt, die nun hier in zumeist zweiseitigen Artikeln erscheinen.

Grundsätzlich finden sich in allen Aufsätzen Angaben zur jüngeren Entwicklung und aktuellen Erwerbsstruktur des Betriebes. Breiteren Raum nehmen jedoch die Darstellungen der Hofesgeschichten ein. Strottdrees geht es nicht vorrangig um Lückenlosigkeit hinsichtlich genealogischer Abfolgen und Entwicklungen von Besitzgrößen und Wirtschaftsstrukturen auf Basis der amtlichen Dokumente, wie dies mittlerweile in ungezählten Ortschroniken geleistet wird, sondern vielmehr um die Erhellung der ganz spezifischen Lebens- und Arbeitsbedingungen auf dem jeweiligen Hof. Als Quellen dienen ihm neben der mündlichen Überlieferung vor allem die in vielen Fällen bislang unpublizierten Hofesarchive mit Übergabe- und Teilungsverträgen, Hausratinventaren, Hofchroniken und Briefschaften. Zur Anschaulichkeit tragen Fotografien von Mobiliar und Aktenstücken, vor allem aber oftmals historische Abbildungen der Hofanlagen bei, unter denen Denkmalpfleger viele Be-

kannte finden. Sozial sind die so entstehenden ‚Hofesbiografien‘ gestreut von den Kleinbauernstatten und Kotten über die großen Schulzenhofe und adeligen Güter bis zu den Staat sdomanen auf sakularisiertem Klostergut. Zeitlich wird auf Basis älterer und jüngerer archalogischer Grabungen (Warendorf, Dreckburg, Dideriekeshusen) bis in die Frühgeschichte zurückgegriffen.

Strotdrees und die Autoren von 16 Fremdbeitragen (Ulli Kahmann, Ulrike Kindermann, Horst Kohls, Roland Linde, Helmut Platte, Ulrich Rottschafer, Werner Steinhoff, Friedrich Vollmer, Karl-Heinz Wienke) bieten so eine hervorragend lesbare Darstellung vieler Facetten der ländlichen Geschichte Westfalen-Lippes. In den ‚Hofesbiografien‘ finden sich ‚klassische‘ Themen der regionalen Landes- und Agrargeschichte, wie etwa die Rechtsqualität der Höfe, die Hofesteilung, die Hofesnamen im Erbfall weiblicher Linie oder die Ablösung der Höfe im 19. Jahrhundert. Berücksichtigt werden aber auch zeit- und forschungsgeschichtlich ‚jüngere‘ Themen, wie z. B. Auswanderung und Mechanisierung/Motorisierung und ihre Rückwirkung auf die tradierten Produktionszweige. Ihre besondere Qualität offenbart die ‚biografische‘ Herangehensweise jedoch dort, wo Aspekte der Geschichte des ländlichen Raumes besonders plastisch werden, die man in Überblicksdarstellungen notwendig summarisch oder in Nebensätzen und Anmerkungen findet: Die Lebensleistungen etwa bei der Odlandkultivierung und der Einfuhung neuer landwirtschaftli-

cher Produktionsmethoden, bei der Umsiedlung nach Bränden und modernen Infrastrukturmaßnahmen oder bei der Aussiedlung aus bedrängten Ortslagen schon im 19. Jahrhundert werden – wie z. B. auch die spezifischen Lebensbedingungen landsassiger Juden – so weit deutlicher als durch nüchterne Zahlen.

Viele der Hofesgeschichten lassen darüber hinaus klar erkennen, dass sich die Tätigkeit der ländlichen Bevölkerung keineswegs auf die Bestellung von Acker, Wiese und Wald beschränkte. Der Autor schildert landwirtschaftliche Sonderkulturen ebenso wie den hohen Umfang, den nicht landwirtschaftliche Erwerbszweige (Schankwirtschaft und Fuhrgewerbe, Landhandwerk und Bergbau, Heimarbeit) für die Haushaltsfuhung durchaus nicht nur der Kötter- und Brinksitzer schon vor der einsetzenden Industrialisierung des ländlichen Raumes (mit z. B. den dann auch baulich besonders prägnanten Ziegeleien, Brennereien und Landmaschinenproduktionen) besaßen.

Dieses Buch ist am besten parallel zu den großen Uberblickswerken zu lesen, denn es bringt in Erinnerung, dass „die landwirtschaftlichen Betriebe und Hofstatten ... in ihrer je eigenen Geschichte ein hohes Maß an Brüchen, Verwerfungen und Wandlungen auf(weisen). Selbst nahe beieinander liegende Höfe haben bisweilen völlig voneinander abweichende Entwicklungen durchlaufen.“ (S. 5)

Thomas Spohn

## VERÖFFENTLICHUNGEN IM JAHR 2003

Peter Barthold, Kammerfach-Küchen im Raum Minden und Schaumburg-Lippe, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 48. Bonn-Münster 2003. S. 234–243.

Peter Barthold/Rolf Eschmann, Kirchplatz und Römer in Lengerich. (= Westfälische Kunststätten 97.) Münster 2003.

Peter Barthold/Fred Kaspar/Ulrich Damaros, Zur Geschichte baurechtlicher Bestimmungen und der Bauverwaltung als Grundlage des Bauens, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 50: Stadt Minden. Teilband 1. Essen 2003, S. 95–123.

Peter Barthold, Zur Geschichte der Baumaterialien und -techniken, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 50: Stadt Minden. Teilband 1. Essen 2003, S. 623–689.

Peter Barthold u. a. s. u. Fred Kaspar.

Joachim Glandorf, „Das ehemalige Ökonomiegebäude der von Ketteler'schen Kurie in Nottuln“, S. 27, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/03. S. 27.

David Gropp, Der Ulmer Hochaltar. Ein Gemeinschaftswerk von Jörg Syrlin d. Ä., Michel Erhart und Hans Schüchlin?, in: Ausstellungskatalog Michel Erhart & Jörg Syrlin d. Ä. Spätgotik in Ulm. Ulm 2002, S. 66–76.

David Gropp, Die Schreinerarbeiten Jörg Syrlins d. Ä., in: Ausstellungskatalog Michel Erhart & Jörg Syrlin d. Ä. Spätgotik in Ulm. Ulm 2002, S. 172–180.

David Gropp, Die unerwartete Wiederauferstehung des Viehhauses auf Klusenstein, in: Der Schlüssel. 48. Jg., H. 4, 2003, S. 174–178.

Eberhard Grunsky, Leitbilder im Wechselbad der Zeiten, in: Städte- und Gemeinderat 56, 2002, Heft 3, S. 15–18.

Eberhard Grunsky, Denkmalpflege vor Ort – Ein Grußwort zu Rudolf Breuings 75. Geburtstag, in: Beharren und Fortschreiten. Beiträge zur regionalen Kulturgeschichte und Denkmalpflege. Rudolf Breuing zum 75. Geburtstag am 31. Juli 2002. Steinfurt 2002, S. 30–31.

Eberhard Grunsky, 20 Jahre Denkmalschutzgesetz: Standortbestimmung und Perspektiven. Zur Bau- und Denkmalpflege, in: Kultur im Dialog – Denkmalpflege im Bewusstsein der Gesellschaft. 20 Jahre Denkmalschutzgesetz Nordrhein-Westfalen: Standortbestimmungen und Perspektiven. Hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster 2002, S. 35–55.

Eberhard Grunsky, Otto Engler, in: Saur Allgemeines Lexikon der Künstler aller Zeiten und aller Völker. Bd. 34. München-Leipzig 2002, S. 96–97.

Eberhard Grunsky, Restaurierungskonzept und Werkprozess, in: Stadt Münster (Hg.), Der Zwinger in Münster 1528 – 1732 – 1945 – 1997 und „Das gegenläufige Konzert“ von Rebecca Horn. Köln 2003, S. 13–16.

Hans H. Hanke, Teilen und Bewahren, in: Hans H. Hanke (Hg.), Vom neuen Nutzen alter Kirchen. Bochum 2003, S. 4–26.

Hans H. Hanke, Der Europarat zu nicht genutzten Kirchen, in: Hans H. Hanke (Hg.), Vom neuen Nutzen alter Kirchen. Bochum 2003, S. 61–63.

Hans H. Hanke (Hg.), Ausstellungsbroschüre „Mosaik der Welt“ – Die Christuskirche Bochum und die Kriegergedächtniskapelle von 1931. (Ausstellung in Turm und Kirche als Projektergebnis eines Seminars am Kunstgeschichtlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum, Sommersemester 2003.) Selbstverlag Bochum 2003.

Hans H. Hanke, Denkmalschutz für Zwangsarbeiterlager, in: Zeitschrift Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. Essen 2/2003, S. 49–51.

Hans H. Hanke, Kein schöner Land. Das Gattungsinventar denkmalwerter Werkssiedlungen in Westfalen-Lippe, in: Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.), Dieter Griesbach-Maisant (Red.), 70. Tag für Denkmalpflege. Vom Nutzen und Nachteil der Denkmalpflege für das Leben. Stuttgart 2003, S. 89–96 (= Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Bd. 4).

Bettina Heine-Hippler, Will Schwarz und die Dortmunder Gespräche, in: Gisela Framke, (Hg.), Das neue Dortmund. Planen, Bauen und Wohnen in den fünfziger Jahren. (Ausstellungskatalog) Dortmund Dez. 2002, S. 57 ff.

Bettina Heine-Hippler, Der Schulbau, in: Gisela Framke (Hg.), Das neue Dortmund. Planen, Bauen und Wohnen in den fünfziger Jahren. (Ausstellungskatalog) Dortmund Dez. 2002, S. 97 ff.

Bettina Heine-Hippler/I. Trocka-Hülksen, Wohnungsbau in der Nachkriegszeit, in: Gisela Framke (Hg.), Das neue Dortmund. Planen, Bauen und Wohnen in den fünfziger Jahren. (Ausstellungskatalog) Dortmund Dez. 2002, S. 81 ff.

Bettina Heine-Hippler, Will Schwarz 1907–1992. Architekt, Künstler und Städtebauer. Delft 2002.

Christoph Heuter, Emil Fahrenkamp, in: Saur Allgemeines Künstlerlexikon aller Zeiten und Völker. Band 36. München-Leipzig 2003, S. 238–240.

Christoph Heuter, Ich? Bin schon lange wer! Emil Fahrenkamp (1885–1966) – Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet (= 2. Preis der Postersektion, XXVII. Deutscher Kunsthistorikertag in Leipzig, 14.03.2003.), in: Kunstchronik 56, 2003, S. 432–433.

Christoph Heuter, Die ungleichen Schwestern – Zwei Bauten von Ernst Pethig in Lemgo, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2/03, S. 49–58.

Annegret Herden-Hubertus, „Das Bad vom Baulichen her aus provinzieller Enge befreit!“ Über die Entwicklung Bad Salzuflens zum Großheilbad nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2/02, S. 73–81 (Geringfügig verändert wiederabgedruckt in: Bad Salzuflen 2002. Jahrbuch für Geschichte und Zeitgeschehen. Bielefeld 2002, S. 113–126.).

Oliver Karnau, Der heilige Quirinus in der Soester Wiesenkirche, in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2004. Neuss 2003, 190–195.

Fred Kaspar u. a., Einführungen und Darstellung prägender Strukturen, in: Die Bau- und Kunstdenkmale von Westfalen. Band 50: Stadt Minden. Teilband 1. Essen 2003.

Fred Kaspar, Auswertungen und zusammenfassende Darstellungen, in: Die Bau- und Kunstdenkmale von Westfalen. Band 50: Stadt Minden. Teilband 1. Essen 2003, S. 124–126.

Fred Kaspar, Das Gut Ringelsbruch bei Paderborn-Elsen, in: Die Warte 120. Paderborn 2003, S. 4–9.

Fred Kaspar, Spurensuche – Bauforschung im Dienste der Denkmalpflege, in: Kultur im Dialog – Denkmalpflege im Bewusstsein der Gesellschaft. 20 Jahre Denkmalschutzgesetz Nordrhein-Westfalen: Standortbestimmung und Perspektiven. Hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster 2002, S. 81–94.

Fred Kaspar/Peter Barthold, Archivalische Quellen zur Geschichte der Profanbauten, ihrer Nutzung und ihrer Bewohner, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 50: Stadt Minden. Teilband 1. Essen 2003, S. 75–94.

Ulf-Dietrich Korn/Bettina Jost, Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50: Stadt Minden, Teil III/Altstadt 2: Die Stifts- und Pfarrkirchen. Essen 2003.

Ulf-Dietrich Korn, Das Wurzel-Jesse-Fenster von St. Patrokli in Soest, in: Soester Zeitschrift, Heft 114/2002, S. 4–17.

Hartmut Ochsmann, Berichte aus den Landesdenkmalämtern. Nordrhein-Westfalen, Landesteil Westfalen: Borgentreich (Ldkrs. Höxter), in: Die Denkmalpflege 60, 2002, Heft 1. S. 169–170.

Thomas Spohn, Das Amtshaus der ehemaligen Saline Königsborn aus den Jahren 1816/17, in: Denkmalpflege in Westfalen Lippe 1/03, S. 10–15.

Thomas Spohn, Der Umgang mit den Dingen in der westfälischen Kleinstadt Unna zwischen dem ausge-

henden 17. und dem frühen 19. Jahrhundert, in: Michael Prinz (Hg.), Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung einer Konsumgesellschaft seit der Vormoderne. Paderborn 2003, S. 121–147.

Thomas Spohn, Die Trennung von Küche und Deel, Feuer und Stroh – Vor 200 Jahren Großbrand in Warstein, in: Denkmalpflege in Westfalen 2/03, S. 59–67 (gemeinsam mit Dietmar Lange).

Thomas Spohn, Das Pfarrhaus der katholischen St.-Gertrudis-Gemeinde in Bochum-Wattenscheid, in: Der Märker 52, 2003, S. 112–118.

Thomas Spohn, Herdraum und Küche im niederdeutschen Hallenhaus. Eine Sammlung von neuen Beiträgen zu einem „klassischen“ Thema der nordwestdeutschen Hausforschung, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 48, 2003, S. 166–277. Darin: Einleitung, S. 167–178; Wider das elende „Rauchnest“ im Herzogtum Westfalen. S. 262–277.

Thomas Spohn, Volkskunde und Denkmalpflege – Westfalen als Beispiel, in: TOP 26. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein 13, 2003, S. 26–46.

Dirk Strohmman, Vor allem mußte dem herrschenden Zugwinde abgeholfen werden. Planungs- und Baugeschichte der Portalvorhalle der St.-Felizitas-Kirche in Lüdinghausen, in: Geschichtsblätter des Kreises Coesfeld 26, 2001, S. 73–98.

Dirk Strohmman, Beobachtungen und Neufunde zur barocken Baugeschichte des Schlosses Hovestadt, in: Westfalen und Italien. Festschrift für Karl Noehles. Hg. von Udo Grote. Petersberg 2002, S. 185–202.

Dirk Strohmman/Christoph Hellbrügge, Das kurfürstliche Wappen an der Clemenskirche in Münster, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/03, S. 21–26.

Dirk Strohmman, Restaurierungsarbeiten im Haugen Stuoben des Heimathauses, in: Borghorster Heimatblätter 2003, Nr. 54, S. 16–17.

Dirk Strohmman, „Einer der vorzüglicheren Künstler Westfalens“. Bartscher als Maler. Verzeichnis des malarischen Werks, in: Feine Möbel aus Westfalen. Die Manufaktur des Rietberger Hofmalers Philipp Ferdinand Ludwig Bartscher (1749–1823). Stefan Baumeier (Hg.) unter Mitarbeit von Ralf Nitschke. Heidelberg 2003, S. 187–222 (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde, Bd. 22).

Dirk Strohmman, Stuck aus der Zeit des Grafen Friedrich Adolf im Detmolder Schloss, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 72, 2003, S. 57–80.

Dirk Strohmman, Lippstadt – St. Marien, in: Denkmäler in Deutschland. Substanzerhaltung und Restaurierung von unbeweglichen Kulturdenkmälern nationaler Bedeutung. Hg. Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz. Bonn 2003, S. 171–173.

## VERKÄUFLICHE BAUDENKMÄLER



2003.

Ort: Höxter  
 Kreis: Höxter  
 Adresse: Wegetalstr. 10  
 Objekt: Wohnhaus  
 Datierung: 16./19. Jahrhundert  
 Nutzung: Z. Zt. leerstehend (Wohnen)

Innerstädtisches zweigeschossiges Fachwerkgiebelhaus aus dem frühen 19. Jahrhundert mit spätmittelalterlichem zweigeschossigem Fachwerkbau des frühen 16. Jahrhunderts im Kern. Das Gebäude mit seinen nicht denkmalwerten rückseitigen Anbauten liegt im Stadtzentrum in unmittelbarer Nähe der Fußgängerzone; das Grundstück hat eine Größe von ca. 300m<sup>2</sup> und verfügt im hinteren Teil über eine südliche Ausrichtung.

Kosten: 150.000,00 €  
 Kontaktadresse: Hans Riepe  
 Zum Buchholz 14  
 37688 Beverungen  
 Tel. 052 73 / 2 23 88.



2002.

Ort: Holzwickede-Hengsen  
 Kreis: Unna  
 Adresse: Kellerkopf 37  
 Objekt: Kötterhaus, Erweiterung teilw. in Bruchstein  
 Datierung: Anfang 19. Jahrhundert  
 Nutzung: Z. Zt. leerstehend (Wohnhaus und Gaststätte), renovierungsbedürftig

Zweigeschossiges giebelständiges Fachwerkhhaus mit Putzgefachen, welches auf einem Bruchsteinsockel

errichtet wurde. Das Gebäude bestand ursprünglich aus fünf Gefachen und wurde durch eine Kübbung um drei Gefache erweitert, wobei die Traufwand aus Bruchstein errichtet wurde. Die Giebeldreiecke sind verbrettert; das Dach ist mit einer Pfannendeckung (Falzziegel) versehen. Grundrissaufteilung mit mittiger geschosshoher Diele, Bereich der Wohnstuben und seitlichem Stallteil. Das Gebäude ist nur teilweise unterkellert und besitzt keinerlei Sanitäreanlagen. Es liegt im Außenbereich (Anschluss an den öffentlichen Straßenkanal auf dem Grundstück vorhanden), ca. vier Kilometer vom Ortszentrum Holzwickedes entfernt. Von dort optimale verkehrliche Anbindungen (regional und überregional).

Die Grundfläche des Gebäudes beträgt ca. 136 m<sup>2</sup> (zuzüglich kleiner Nebengebäude). Der umbaute Raum des Baudenkmals beträgt ca. 890 m<sup>3</sup>. Zu dem Gebäude gehören eine Grundstücksfläche von ca. 1000 m<sup>2</sup> sowie 12000 m<sup>2</sup> Wald.

Kosten: 95.000,00 € (VB)  
 Kontaktadresse: Sigrid Müller  
 Augustin-Wibbelt-Str. 50  
 59423 Unna  
 Tel. 0 23 03 / 2 19 65  
 E-mail: sigrid@flake-mueller.de



**LWL** Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.